Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 26 – 28. Juni 2008 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Auf in die Schlacht: Auf den Fehrbelliner Festtagen wurde vergangene Woche ein großes Datum der preußischen Geschichte in Szene gesetzt - der Sieg der Brandenburger über die Schweden. Und mit dem Erfolg von 1675 begründete sich der Feldherrenruhm des Großen Kurfürsten Friedrich II. in ganz Europa.

Foto: pa

Kriegsverbrechen an Frauen

Uno ächtet Vergewaltigungen bei bewaffneten Konflikten – Teil des Völkermords

Von KLAUS D. VOSS

Warum mußte erst ein ganzes Menschenleben vergehen, bis die Vereinten Nationen bereit waren, die schweren Verbrechen an Frauen im Krieg ohne Wenn und Aber zu ächten?

Erst jetzt hat der UN-Sicherheitsrat einstimmig beschlossen, sexuelle Gewalt gegen Frauen und Mädchen bei bewaffneten Konflikten als Kriegsverbrechen einzustufen. Es ist die Resolution 1820, die alle Kriegs- und Konfliktparteien aufruft, sofort jede Form sexueller Gewalt einzustellen und Maßnahmen zum Schutz der Zivilisten zu ergreifen.

So entschieden sich die Resolution für den Schutz von Frauen und Mädchen einsetzt – sie hat einen ganz entscheidenden Fehler. Die deutschen Vertreter bei den Vereinten Nationen haben leider nichts unternommen, damit auch die Leiden der zahllosen deutschen Opfer von Vergewaltigungen und sexuellen Mißhandlungen während Flucht und Vertreibung mit Respekt in der Entschließung bedacht werden.

In seiner Resolution übergeht der Sicherheitsrat alle Opfer aus der Vergangenheit. Die amerikanische Außenministerin Condoleezza Rice, die turnusgemäß den Vorsitz in diesem Uno-Gremium führte, nannte als Beispiele die Demokratische Republik Kongo, die Krisenregion Darfur und Burma.

Auch wenn allen noch lebenden Opfern von Massenvergewaltigungen im und zum Ende des Zweiten Weltkriegs jede Anerkennung durch das Weltgremium versagt bleibt, die Resolution verurteilt Vergewaltigungen als Kriegstaktik wenigstens ohne jede Einschränkung. UN-Generalsekretär Ban Ki-moon erklärte, die Vereinten Nationen verurteilten sexuelle Gewalt bei bewaffneten Konflikten, weil sie dazu diene „zu unterdrükken, zu erniedrigen und ein Klima der Angst zu erzeugen sowie Zivilisten oder Mitglieder bestimmter ethnischer Gruppen gewaltsam zu vertreiben“. Diese Übergriffe sollen als „Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit oder Bestandteil des Völkermords“ geahndet werden. Die Resolution beschreibt den bewußten Einsatz von Vergewaltigungen außerdem als Bedrohung der internationalen Sicherheit.

US-Außenministerin Rice nannte Vergewaltigungen „in keinem Fall entschuldbare Verbrechen“. Die Resolution werde einen Weg schaffen, die Grausamkeiten ans Tageslicht zu bringen. „Wir haben eine ganz besondere Verantwortung, die Täter von sexueller Gewalt zu bestrafen“, sagte sie.

Generalsekretär Ban Ki-moon soll bis zum Jahr 2009 einen Aktionsplan zur Umsetzung der Resolution vorlegen. Es ist offenbar daran gedacht, Verantwortliche vor den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag zu stellen.

Frauen- und Menschenrechtsorganisationen nannten die Resolution eine historische, lange überfällige Entscheidung. Der Sicherheitsrat hatte allerdings wenig Eile bei der Umsetzung gezeigt; er ist seit dem Jahr 2000 damit befaßt. Lange Zeit hatten China und Rußland, zuletzt auch Indonesien und Vietnam immer wieder Bedenken angemeldet, ob sich der Sicherheitsrat überhaupt mit sexueller Gewalt gegen Frauen bei bewaffneten Konflikten beschäftigen solle. Schließlich stimmten aber auch diese Nationen zu.

KLAUS D. VOSS:

Alles Agro

Man muß nur draufkommen, was das A und O beim Klimaschutz ist. Und wie man sich die Freundschaften erhält. Gut, wenn beides zusammenpaßt.

Schornsteinfeger hatten bisher viel Glück im Leben, ein guter Kehrbezirk und einige fleißige Mitarbeiter sicherten dem Meister ein Leben im Wohlstand. Dank staatlich verordneter Kehrpflicht, dank staatlich geregelter Gebühren.

Nur: In unseren Zeiten gibt es immer weniger zu kehren, und die Meßwerte der modernen Heizungsanlagen können auch die Fachbetriebe bei der Wartung mit überwachen. Die haben die gleichen guten Geräte wie die Schornsteinfeger und genauso viel Sinn für Verantwortung. Warum also die doppelte Arbeit und die doppelten Kosten für die Bürger? Es ist eigentlich nur eine Frage der Zeit, wann das Monopol der Schwarzen Männer fallen wird.

Man muß nur draufkommen, wie es so bei Klimaschutz läuft. Schornsteinfeger sind Umweltschützer der ersten Stunde.

Das neue Klimaschutzpaket der Bundesregierung schanzt den Schornsteinfegern gleich die Oberaufsicht über die Klimaschutz-Renovierungen in allen Wohngebäuden zu – natürlich gegen angemessene Gebühr. Man muß nur draufkommen, unter Freunden.

Und wenn schon Kreativität gefragt ist: Dem Bio-Diesel haftet inzwischen so viel an vom Hunger in der Welt, von Flächenrodungen im Regenwald und leider auch dieses Gerede von mieser Spritqualität – da mußte etwas geschehen. Ab sofort steht, ganz menschenlieb, umweltfreundlich und stubenrein, auf dem Etikett nur noch „Agrokraftstoff“. Klar, man muß nur draufkommen.

Revolte Rüttgers

Gegenwind aus NRW für Merkel

Langsam kann es CDU-Chefin Angela Merkel dem SPD-Vorsitzenden Kurt Beck nachempfinden, wie sich Flügelkämpfe in einer Partei kurz vor entscheidenden Wahlen anfühlen. Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Jürgen Rüttgers ist nicht nur von seiner Mannschaftsstärke her ihr mächtigster Gegenspieler. Der Partei-Vize hat noch etwas vor – eine Richtungsrevolte?

Schon einmal hat er die eisernen Sparpläne Merkels durchkreuzt und den längeren Bezug von Arbeitslosengeld I für Ältere durchgesetzt. Und er bleibt bei seiner Linie, daß die Deutschen vor allem eine gerechte Behandlung bei Löhnen, Renten und sozialen Ansprüchen erwarten – vor allem für jene, die einen untadeligen Einsatz im Arbeitsleben vorweisen können. „Die Partei müsse deshalb Wirtschaftspolitik als Sozialpolitik verstehen und umgekehrt“, schrieb er in einem Beitrag für die „Rheinische Post“ aus Düsseldorf. Ein neues Parteiprogramm in Kurzfassung.

Auch bei Punkt zwei der Tagesordnung liegt er auf Gegenkurs zu Angela Merkel. Die Bundeskanzlerin will im September die „Bildungsrepublik Deutschland“ ausrufen und sich an der Stellschraube Bildungspolitik versuchen, um Wachstum zu stimulieren. Rüttgers dazu: „In diesem Land gibt es Menschen, denen es nicht gelingt, durch mehr Bildung auch mehr Wohlstand zu erlangen. Auch um diese Menschen muß sich die CDU kümmern.“ *vs*

Der 30-Milliarden-Aderlaß

Explosion der Energiekosten verdirbt die Konsumlaune der Verbraucher ganz

Es herrscht keine klare Sicht: Wer glaubt, auf dem hektischen Ölmarkt den Dreh zur Abwehr der Preisexplosion finden zu können, geht in die Irre – auch die Wirtschaftsminister der wichtigsten Verbraucherländer, die in der saudischen Stadt Dschidda Hilfe suchten, bekamen keinen Fingerzeit. Nur eines ist klar, der jähe Anstieg der Energiekosten plündert die Deutschen aus und gefährdet das Wirtschaftsgefüge.

30 Milliarden Euro werden die Bundesbürger in diesem Jahr als Preisaufschlag für Energie zusätzlich ausgeben müssen, das meiste für Öl und Erdgas, aber auch für Strom und die stark subventionierten Öko-Energien. Zum Vergleich: Nicht einmal alle Bundesbediensteten zusammen, die Soldaten der Bundeswehr eingeschlossen, verdienen im Jahr soviel.

Eine schlüssige Erklärung für die extremen Preisanstiege gibt es nicht – und kann es auch nicht geben. Der Öl- und Energiemarkt ist alles andere als transparent. Seit 1987 geben die in der Opec zusammengeschlossenen wichtigsten Erdölproduzenten keine verläßlichen statistischen Daten mehr heraus. 1987 war für die Opec das Jahr der Krise: Ein Faß Erdöl brachte damals noch nicht einmal zehn US-Dollar. Heute rangieren die Preise an den Börsen zwischen 130 und 140 Dollar.

Seit 1987 lassen sich die Opec-Produzenten nicht mehr in die Karten schauen und veröffentlichen nur noch Pseudodaten über ihre Ölvorkommen und ihre Förderfähigkeit. Daneben verwirren Falsch- und Fehlmeldungen die Verbraucher. Viele Marktanalysen sind vom Wunschdenken geprägt, vor allem dann, wenn gleichzeitig alternative Energieträger propagiert werden – diese Prognosen über einen drohenden Versorgungsengpaß bei Erdöl sind grundsätzlich falsch.

Nur zum Beispiel könnte Saudi-Arabien allein aus seinen stillen Reserven halb China versorgen, und der Iran sitzt noch immer auf enormen Mengen von unverkauftem Öl minderer Qualität.

Die Panikmache über das „Ende des Öls“ spielt den Spekulanten in die Hände, schlechte Nachrichten sind Futter für die Börsenhaie. Alle handeln nach der Devise: Kasse machen, solange es noch geht.

Und das ist die zweite große Frage, über die keine Klarheit herrscht. Wie lange halten die Industriestaaten die Peitschenhiebe von den Öl-, Gas- und Strombörsen noch aus? Die Wirtschaftsminister bleiben ratlos, trotz ihres Krisengipfels in Saudi-Arabien.

Es ist klar, daß ein 30-Milliarden-Raubzug den Verbrauchern die Stimmung verhagelt. Die Gesellschaft für Konsumforschung meldet, die Kaufneigung sei so schlecht wie seit drei Jahren nicht mehr. Allein von Juni zu Juli 2008 dürfte der Konsumklimaindex von 4,7 auf 3,9 Punkte abstürzen.

Ähnlich, aber langsamer in der Reaktion, zeigen die verschiedenen Indikatoren pessimistische Erwartungen für Industrie, Handel und Exportwirtschaft. *vs*

MELDUNGEN

Neuer Direktor für das Ostpreußische Landesmuseum

Lüneburg – Der Stiftungsrat der Ostpreußischen Kulturstiftung (OKS) hat in seiner Sitzung am 20. Juni 2008 unter dem Vorsitz des Sprechers der LO, Wilhelm v. Gottberg, einen neuen Direktor für das in Lüneburg ansässige Ostpreußische Landesmuseum berufen. Herr Dr. Joachim Mähnert wird seinen Dienst in Lüneburg am 1. August 2008 aufnehmen. Er war bisher stellvertretender Direktor des Freilichtmuseums Domäne Dahlem in Berlin. Mähnerts Familie stammt aus Ostpreußen.

Ferner beschloß der Stiftungsrat einstimmig eine Satzungsänderung für die OKS. Die ermöglicht die Erweiterung des Ostpreußischen Landesmuseums um eine Baltische Abteilung. Die Satzungsänderung wird in Kraft treten unter der Voraussetzung, daß die Baltische Kulturstiftung und die zuständige Stiftungsaufsicht der Satzungsänderung zustimmen.

Damit sind die Voraussetzungen gegeben, um das Ostpreußische Landesmuseum mit zukünftiger Baltischer Abteilung in naher Zeit zu erweitern. Diese Erweiterung war den Verantwortlichen der OKS schon vor mehr als einem Jahrzehnt zugesagt worden. Doch die Errichtung der großen anderen ostdeutschen Landesmuseen – Pommern in Greifswald und Schlesien in Görlitz – hatte für den Bund Priorität.

Dem Stiftungsrat der OKS wurde das Konzept für die baldige Erweiterung des Ostpreußischen Landesmuseums von den beauftragten Architekten vorgetragen. *EB*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Deutlich mehr Steuern

Die Steuereinnahmen des Bundes und der Länder steigen im laufenden Jahr erheblich an. Nach einem Bericht der „Wirtschaftswoche" nahmen Bund und Länder von Januar bis Mai 175,2 Milliarden Euro an Steuern ein, das sind 6,1 Prozent mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Besonders stark hat demnach die Zinsabschlagssteuer zugenommen, um 25,9 Prozent. Mit dieser Steuerart zieht der Staat 7,3 Milliarden Euro ein. Deutlich im Plus ist auch die nicht veranlagte Einkommensteuer mit zusätzlich 13,1 Prozent.

1.509.382.486.294 €

(eine Billion fünfhundertneun Milliarden dreihundertzweiundachtzig Millionen vierhundertsechsundachtzigtausend zweihundertvierundneunzig)

Vorwoche: 1.509.098.242.058 €
Verschuldung pro Kopf: 18 337 €
Vorwoche: 18 181 €

(Stand: Dienstag, 24. Juni 2008, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Immer die falschen Rezepte

Das Bildungssystem wird den Kindern nicht gerecht – Die Begabungen werden ignoriert

Von Christa Meves

Die deutschen Schulen befinden sich in einer bedenklichen Krise. Daß dieses Faktum in der Öffentlichkeit so wenig zum Ausdruck kommt, liegt daran, daß die Beteiligten – die Lehrer, die Schüler und deren Eltern – trotz eines erheblichen Pegels an Bedrängnis, Unmut, ja Leid und Schmerz in einer wenig zeitgemäßen Weise stillhalten und die Unbill der Situation, von einigen kargen Boykott-Ausnahmen abgesehen, resigniert schlucken, so als handle es sich um ein unabänderliches Schicksal.

Dabei war das im letzten Jahrhundert bis zum Beginn der 70er Jahre in Deutschland existent: Überschaubare Schule mit einem brauchbaren Leistungssystem und einer verhältnismäßig kindgerechten Pädagogik. Wie wenig aber heute das Schulsystem seinem Auftrag gerecht wird, ist an zwei zutiefst bedenklichen Symptomen erkennbar: Über eine Milliarde Euro werden in Deutschland derzeit für Nachhilfestunden ausgegeben. Ein neuer Stand hat sich entwickelt, nicht nur als Zubrot für rüstige Pensionäre allein. Private Nachhilfeinstitutionen sind zumindest in Norddeutschland selbst

Nachhilfe: Ein dickes Geschäft

in Kleinstädten und Flecken wie Pilze aus dem neuen Nährboden geschossen. Und in einer erheblichen Zahl werden die Schulkinder mit der Diagnose ADHS (früher nannte man das Zappelphilipp) unter eine Hirndroge (das stark wirkende Medikament Ritalin) gesetzt – damit sie in der Schule die nötigen Lernerfolge aufweisen. Tonnenweise, so berichtete jüngst ein Experte, würde Ritalin auf den deutschen Markt geworfen, ohne daß bekannt sei, wie die Spätfolgen dieser Medikation aussehen.

Eindrucksvoll wird das Unzureichende der Schulsituation auch durch das Auftauchen weiterer Gewerbe sichtbar, die aus der Not lukratives Kapital zu schlagen suchen: Zum übermäßigen Gebrauch von Psychopharmaka kommt jetzt ein Boom von angepriesenen Mitteln zum Schulerfolg, die einen magischen Hintergrund haben. Von der Bach-Blüten-Therapie gegen Verhaltensstörungen, vom „Brain-Gym" und einer sogenannten (und seltsam geschriebenen!) „Kinestetik-Bewegungslehre" bis zum entängstigenden Edelstein in der Schultasche gegen Klausurenangst ist hier mittlerweile viel Bedenkliches möglich geworden. Es hat sich ein ganz neuer Markt entwickelt.

Symptome dieser Art sollten die Verantwortlichen alarmieren. Das muß zumindest in den Kultusministerkonferenzen endlich auf den Tisch: Es ist eine Schulsituation entstanden, die dringend einer realistischen Analyse und einer umfänglichen Reform des Schulsystems bedarf; denn es klafft eine verheerende Lücke zwischen der Soll- und der Ist-Situation im Schulbereich. Dieses ist zwar nördlich des Mains erschreckender als südlich davon; und dennoch können Bayern und Baden-Württemberg als Fluchtburgen für bewegliche Familien auch bereits nicht mehr gelten. Echte Ausweichmöglichkeit ist vielmehr karg gesät und auf einige private, meist katholische oder evangelikale Schulen sowie auf in- und ausländische Internate beschränkt.

Es ist dringend an der Zeit, daß aus der negativen Schulentwicklung der vergangenen 35 Jahre Bilanz gezogen und die Ursachen ohne Beschönigung ans Licht gebracht werden. Die Misere der Schule hat eine Haupursache: die über den „Marsch durch die Institutionen" tief ins Schulgefüge eingedrungene Gleichheitsideologie. Sie hat eine negativ wirkende Lüge an die Stelle der Wahrheit gesetzt; denn auf ihrem Boden ist die Verschiedenheit angeborener Begabungen nur noch unzureichend in Rechnung gestellt worden, und zweitens hat man seitdem verlernt, unterschiedliche Stadien der kindlichen Entwicklung zu berücksichtigen und sich realistisch auf sie einzustellen. Die Vereinheitlichung des Schulsystems, die diesem falschen Ansatz entsprang, hat außer vielen anderen unguten Auswirkungen vor allem die Überlastung der höheren Schulen mit Schülern bewirkt, denen es an der dort zu fordernden Leistungsfähigkeit fehlt – entweder, weil es ihnen an der notwendigen rational-logischen Intelligenz mangelt, oder weil ihre Leistungsfähigkeit durch psychische Beeinträchtigung unzureichend ist. Diese haben sich im Zeitalter der Vernachlässigung und des übermäßigen Fernsehkonsums, der Video-Spielsucht und der PC-Versessenheit gesteigert.

Unter dem Schlagwort, daß es möglich sei, Kinder zu „begaben", werden dennoch Schülerscharen am Rande des Leistungsminimums bis zum Abitur mitgeschleppt und schließlich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – auch mit ihm ausgestattet. Und dann bricht das Desaster herein: Laut Bildungsministerin Annette Schavan (CDU) entschwinden den Hochschulen bis zu 50 Prozent der Studierenden ohne Abschluß.

Dieser Entwicklung eines arbeitslosen akademischen Proletariats hat die Kultusministerkonferenz seit dem Pisa-Schock mit neuen Vorschriften zu begegnen versucht, und zwar vornehmlich mit einer Aufstockung der Leistungskontrollen. Tests, Klausuren, Jahresarbeiten, Klassenarbeiten in fast allen Schulfächern türmen sich seitdem vor Lehrern und Schülern auf, in einer solchen Unzahl, daß sie nicht im Entferntesten innerhalb des Schulunterrichts hinreichend vorbereitet werden können, jedenfalls nicht so, daß die sich schwertuende Mehrheit der Klasse dem geforderten Soll gewachsen sein kann. Im Zentralabitur werden in den naturwissenschaftlichen Fächern Themen vorausgesetzt, denen die Schüler im Unterricht nicht begegnet sind.

Das Chaos bewirkt einen jämmerlichen Zensurendurchschnitt, bewirkt die Entstehung von Angst oder Abgestumpftheit bei den Schülern, bewirkt Ratlosigkeit und Neigung zum „Schönen" der Klausuren-Durchschnitte (damit sie nicht wiederholt werden müssen!) bei den Lehrern und ständig neue Schulsorgen bei den Eltern.

Dies aber bewirkt auch eine weitere Herabsetzung der Leistungsmotivation besonders unter den zartbesaiteten Schülern (und das sind die intelligenteren!), vor allem durch den Ärger mit ihren Eltern, die ihre Kinder durch Schimpfen anzutreiben suchen.

Daß auf diese Weise die vielen praktisch, musisch, künstlerisch oder sozial Begabten auf ein ihnen nicht gerecht werdendes, ihre Begabung unzureichend förderndes Gleis geschoben werden, ist ein besonders verbitterndes Faktum, ganz abgesehen davon, daß diese Art der Schulwirklichkeit auch keineswegs ein angemessener Nährboden für Überflieger – und das heißt für Hochbegabte – ist, auf die jede Gesellschaft im Konkurrenzkampf mit anderen angewiesen ist. Elite-Kinder haben sich im Schuleintopf so unscheinbar wie möglich zu verhalten (indem sie z. B. mit Absicht Fehler machen), um nicht von der Klasse

Opportunismus bei der Wahl der Leistungskurse

(und oft sogar unisono von ideologisierten Lehrern!) als Außenseiter abgestempelt zu werden.

Die „progressive" Schule sollte sich in später Stunde eingestehen, daß sie mehr als veraltet ist. Die Gleichheitsideologie hat sich einmal mehr auf diesem so wichtigen Sektor als schädlich erwiesen, weil sie der Realität der so verschiedenen Kinder und Jugendlichen nicht entspricht. Das Kurssystem in den beiden letzten Jahren vor dem Abitur mit der freiwilligen Wahl der Leistungsfächer durch die Schüler bewirkt bei vielen von ihnen keine Auswahl nach Fächern, die zum angepeilten Studium führen (wie geplant), sondern führt verständlicherweise zu einem opportunistischen Vorgehen: Den Maßstab bildet das berechtigte Streben der Schüler nach dem besten Notendurchschnitt im Abitur, um mehr Chancen für den Einstieg zur Berufsausbildung zu erlangen.

So verfehlt unser Schulsystem sein Ziel, es fördert nicht optimal, es erhöht nicht durch angemessene Angebote den Lerneifer der Schüler, sondern es bringt ihn systematisch zum Schwinden. Es züchtet Verlierer statt Leistungseliten, die der Weltkonkurrenz gewachsen sind.

Die Autorin Christa Meves (Uelzen) ist Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin *idea*



Die Wiederholung bildungspolitischer Fehler mach Deutschlands Schüler nicht schlauer. Foto: caro

Der Teufel in der Talkshow

Die Seuche unserer Zeit: Jungen Menschen fehlt es an Selbstwertgefühl

Als „Seuche unserer Zeit" hat der Evangelist und Kabarettist Torsten Hebel (Berlin) einen Mangel an Selbstwertgefühl unter jungen Menschen bezeichnet. Eine wesentliche Ursache sei, daß Jugendliche angesichts einer völligen Beliebigkeit in der Gesellschaft kaum noch Werte vermittelt bekämen.

Maßgeblichen Anteil an dieser Entwicklung hätten auch die Medien. So würden Jugendliche in manchen Talkshows zu einem „Seelenstriptease" verleitet und verlacht. Ein weiteres Beispiel für die Entwertung des Menschen sei die Show „Deutschland sucht den Superstar", in der Jury-Mitglied Dieter Bohlen häufig abfällige Sprüche über Kandidaten mache. „Wenn ich Teufel wäre, würde ich versuchen, den Menschen den Selbstwert zu nehmen. Ohne Selbstwert zerstören sie sich selbst", sagte Hebel in Celle in einem Seminar beim „Evangelischen Congress", dem Jahrestreffen des Hannoverschen Verbandes Landeskirchlicher Gemeinschaften.

Der Theologe ist im Hauptamt Referent für Jugend und Kultur beim evangelischen Fachverband für Suchtkrankenhilfe „Blaues Kreuz in Deutschland". Er ermunterte Christen, Jugendlichen Anerkennung und Geborgenheit zu vermitteln: „Sagen Sie Ihren jungen Menschen, was sie können, und nicht, was sie nicht können." Die junge Generation sehne sich nach Orientierung, Regeln und Normen, die von Liebe getragen seien.

Der Tübinger Theologieprofessor Hans-Joachim Eckstein rief die über 1400 Besucher in einer Predigt dazu auf, ihre Beziehung zu Jesus Christus zum Lebensmittelpunkt zu machen. Dies bedeute, täglich Ängste, Erfolge und Mißerfolge mit ihm zu besprechen. Der Glaube eines Christen werde lebendig, wenn er seine Probleme und Zweifel zu Christus lasse. Wer an ihn glaube, habe schon jetzt ewiges Leben: „Für Christen läuft die Zeit nicht ab, sondern an. Das Schönste haben wir noch vor uns." Dies sei keine Vertröstung auf das Jenseits. Der hannoversche Oberlandeskirchenrat Hans Christian Brandy dankte den Besuchern in einem Grußwort für ihren Dienst in der Kirche.

Der Hannoversche Verband Landeskirchlicher Gemeinschaften ist an 150 Orten in Niedersachsen und Bremen vertreten. In seinen Gemeinschaften treffen sich rund 5000 Mitglieder und regelmäßige Besucher.

Wie Verbandsinspektor Jürgen Paschke (Celle) sagte, entwickeln gegenwärtig zahlreiche Gemeinschaften eine Perspektive für die Zukunft. Viele Gemeinschaften hätten sich in den vergangenen zehn Jahren für Außenstehende geöffnet und fragten sich: „Was können wir für die Bewohner unserer Dörfer und Städte tun?" Neben Glaubenskursen böten sie verstärkt diakonische Hilfen an, etwa kostenloses Babysitting, Hausaufgabenbetreuung für Schüler, Unterstützung im Haushalt bei persönlichen Notlagen oder die Begleitung bei Behördengängen.

Gemeinschaften, die eine solche Glaubens- und Lebenshilfe anböten, verzeichneten ein Wachstum. Paschke: „Wir brauchen zwei Bekehrungen: zunächst die Hinwendung zu Jesus Christus und dann zu den Menschen." *idea*

Plattgemacht

Von HARALD FOURIER

Mit der Revolution in der DDR kam auch die Freiheit in den Einzelhandel. In der Osthälfte Berlins wurden überall kleine Geschäfte gegründet, kaum größer als Kioske. Die Eigentümer, nicht selten Vietnamesen, verkaufen dort Obst, Gemüse, Zigaretten, Bier, Wasser, Fertigpizza, Brot und Dosenwurst. Was der Berliner eben so braucht, wenn er abends (oder nach durchzechter Nacht: morgens) nach Hause kommt.

Die Bezirke erteilten großzügig Ausnahmegenehmigungen. Schon lange vor dem Ende des Ladenschlußgesetzes hatten diese Geschäfte offen, wenn Kaiser's, Aldi und Co. schließen mußten. Dieser Vorteil machte sich für die kleinen mittelständischen Unternehmen bezahlt. Sie konnten zwar den ruinösen Preiskampf mit den Billigmärkten, der stets und ständig kritisiert wird (siehe Milchpreise), nicht gewinnen. Aber sie waren für ihre Kunden auch dann noch da, wenn bei Edeka der Filialleiter das Licht ausschaltete.

Jetzt geht es den kleinen Spätverkaufsstellen an den Kragen. Im Bezirk Pankow drohen Einzelhändlern immer höhere Strafen, wenn sie ihr Geschäft auch am Sonntag betreiben. Bei Sonntagsverkauf sind schnell mal 2500 Euro fällig – das ist weit mehr als der Gewinn an diesem Tag.

In meiner Straße gibt es eine Araberin, die ihren Laden aus Furcht vor der Strafe sonntags lieber zuläßt. Und das trifft sie sehr schwer. Denn seit der Ladenschluß an Werktagen vor zwei Jahren gefallen ist, hat sie auch in der Woche keine Chance mehr gegen die großen Ketten. Gleich um die Ecke ist eine Supermarktfiliale eines internationalen Großkonzerns, mit der sie nicht mithalten kann. Der Sonntagsverkauf war ihre letzte rentable Einnahmequelle. Meine Kioskbesitzerin denkt jetzt ans Aufgeben,

Das Bezirksamt, das die Geschäfte jahrelang toleriert hat, schaltet indes um auf stur. „So sind die Vorschriften", heißt es dort lapidar. Immer mehr Händler machen jetzt zwangsweise zu.

Viele Berliner haben kein Verständnis für die neue harte Linie. Da sind kleine Familienunternehmen von Leuten, die sich nicht gehen lassen, die nicht zum Sozialamt rennen und nach Unterstützung schreien, sondern sich in ihrem Minibetrieb abschuften, um von selbst verdientem Geld leben zu können, weil sie niemandem auf der Tasche liegen wollen. Dann kommt die Verwaltung und setzt sie einem Wettbewerb mit internationalen Großkonzernen aus, den sie nie und nimmer gewinnen können.

Und auf der nächsten Verdi-Kundgebung wird vermutlich ein Politiker von SPD oder Linkspartei auf dem Podium stehen und fordern, daß „man endlich die kleinen Leute vor der Macht der Großkonzerne schützen müsse". Makaber.

Angst vor Arbeit?

Berlin bezahlt 5000 Landesbedienstete fürs Nichtstun



Einfach weitergeraucht: Ein Gesetz wird zur Lachnummer, weil Kontrolleure fehlen.

Foto: photothek.net

Von MARKUS SCHLEUSENER

Egal ob in der Kneipe oder in der Pizzeria – es wird immer noch geraucht in Berliner Lokalen. Anders als in Dublin oder in Rom existiert Nichtraucherschutz in der deutschen Hauptstadt nur auf dem Papier. Wer hätte das gedacht, daß Italiener jemals folgsamer seien bei der Umsetzung von Vorschriften als Deutsche?

Der Staat hat das Gesetz erlassen, sorgt aber nicht für seine Umsetzung. Zunächst haben die meisten Gastwirte, nachdem das Verbot im Januar in Kraft trat, peinlich genau auf die Einhaltung geachtet. Doch das änderte sich sehr schnell. Schon Ende Januar stellte Christina B., eine Bedienung in der „Osteria Romana" in der Uhlandstraße, auf Nachfrage wieder Aschenbecher auf die Tische. „Aber nur, wenn sich die anderen Gäste nicht beschweren", hieß es erst noch zurückhaltend. Wenige Wochen später war das Qualmen in den meisten Läden wieder möglich.

Der Regelverstoß zieht ohnehin keine Konsequenzen nach sich. Der Senat hatte ursprünglich angekündigt, daß im ersten halben Jahr „ein Auge zugedrückt" werden solle. Inzwischen wird allerdings klar: Selbst wenn die Ordnungsämter wollten – sie könnten die Anti-Rauch-Gesetze derzeit gar nicht durchsetzen, obwohl der 1. Juli näherrückt und damit das Ende der Schonfrist. Grund für die Machtlosigkeit der Behörden: Berlins Ordnungsämtern fehlt das Personal, um die rund 10000 Gaststätten und Kneipen der Hauptstadt zu kontrollieren.

Eigentlich sollten 88 Mitarbeiter auf Raucherjagd gehen. Sie sollten aus dem sogenannten „Stellenpool" des Landes Berlin zu den Ordnungsämtern rekrutiert werden. In diesem Stellenpool (im Beamtendeutsch: zentrales Personalüberhangsmanagement, kurz: ZeP) sind alle öffentlich Bediensteten zusammengefaßt, die zwar einen Arbeitsvertrag mit dem Land Berlin haben und ordentlich bezahlt werden, für die es aber keine Aufgabe mehr gab.

Das Heer der weiterbezahlten, aber untätigen Landesbediensteten soll bereits auf etwa 5000 Personen angewachsen sein. Um ihre Vermittlung in neue Tätigkeiten kümmert sich eine eigene Behördenstelle. Die wirbt um die Stillgelegten mit blumigen Versprechen: „Unser qualifiziertes und hochmotiviertes Personal findet auch für Sie die beste Lösung."

Der Lockruf trifft offenbar auf taube Ohren: Aus dem Stellenpool konnten lediglich 20 Personen gefunden werden, die bereit waren, für die Ordnungsämter die Einhaltung des Rauchverbots zu überwachen. Die anderen hatten kein Interesse an der neuen Aufgabe.

Der Landeschef der Deutschen Polizeigewerkschaft (DPolG) Bodo Pfalzgraf sagte dazu: „Das Interesse war sehr gering, da die Dienstzeiten nach 20 Uhr liegen und der Job auch kein ungefährlicher ist. Immer wieder wurden in der Vergangenheit Mitarbeiter des Ordnungsamtes angegriffen."

Doch für andere Aufgaben geben sich die Kollegen aus dem Stellenpool nur ungern her. Beispiel Jugendschutz: Berlins Bezirke wollen mehr Mitarbeiter für den Kinder- und Jugendschutz. Sie sollten etwa bei Sozialhilfebezieher-Familie klingeln und nach dem Rechten schauen.

Doch auch das behagte den Angehörigen des „Stellenpools" kaum. Wie vor kurzem bekannt wurde, hat der Senat zehn von 24 neuen Stellen bei den Jugendämtern mit „Einstellungen von außen" besetzt. Nur 14 „ruhende" Staatsbedienstete aus dem Stellenpool konnten in die neuen Arbeitsplätze vermittelt werden. Zukünftig soll es für die Berliner Bezirke, zu deren Verantwortungsbereich die Jugendämter gehören, noch schneller auf „Personal von außen" zugreifen können. Die Bezirke haben dringend darum gebeten. Anscheinend können sie mit dem Personal aus dem stillgelegten Bestand nicht viel anfangen.

Aus den Jugendämtern heißt es zunächst formal, die Stellenpool-Leute hätten nicht die notwendige Ausbildung. Böse Zungen nennen das eine Ausrede. Der „Tagesspiegel" mutmaßt, es mangele den Staatsangestellten, die ohne zu arbeiten ihre Bezüge bekommen, eher an der Motivation. Angestellte im öffentlichen Dienst, die nicht vermittelt werden wollten, machten „gravierende gesundheitliche Einschränkungen" geltend, die einen fruchtbaren Einsatz unmöglich erscheinen ließen. Und weiter: „Bei vielen Bewerbern sei eine große Angst vorhanden, der verantwortungsvollen Aufgabe nicht gerecht zu werden." Beschäftigte der Privatwirtschaft, die ständig mit „verantwortungsvollen Aufgaben" betraut sind, werden solche Ausreden wie Hohn empfinden.

CDU im internen Possenkrieg

Brandenburgs Union dümpelt in Umfragen bei 21 Prozent: Eine Geschichte vom Kampf Schwarz gegen Schwarz

Von MARKUS SCHLEUSENER

Nach der jüngsten Umfrage erhielte die CDU in Brandenburg nur noch 21 Prozent der Stimmen. Die Schwäche der märkischen Union ist dramatisch. Woher die Misere rührt, darüber könnte eine Geschichte aus der brandenburgischen Provinz Aufschluß geben. Schauplatz: Neuenhagen bei Berlin, 17000 Einwohner. Der dortige CDU-Ortsverband ist Kriegsgebiet. Parteifreunde überziehen sich gegenseitig mit Prozessen und Vorwürfen.

Die Geschichte begann vor einem Jahr. Die Abgeordneten des Gemeinderates waren sauer auf ihre Vorsitzende Else Ackermann. Die damals 73jährige hatte zwar große Verdienste, schließlich gehörte sie zu den ersten, die 1989 für Reformen in der damaligen DDR-Blockpartei CDU eingetreten war. Dafür wurde sie bei den ersten freien Wahlen mit einem Volkskammer- und später einem Bundestagsmandat belohnt, das sie bis 1994 hielt.

Doch als Kommunalpolitikerin lief es nicht so gut. Die Medizinerin wurde von ihrer Fraktion abgesetzt, weil die Abgeordneten mit ihren Leistungen unzufrieden waren. Als Strippenzieher bei der Entmachtung Ackermanns gilt der damalige CDU-Chef von Neuenhagen, Alfred Kuck. „Es hat nicht eine Vorlage im Gemeinderat gegeben in der Zeit, in der sie Vorsitzende war", beschwerte er sich.

Doch es gab jüngere CDU-Mitglieder, die sich mit ihr solidarisieren. Die Ackermann-Gegner seien Blockflöten, behauptete der JU-Nachwuchs. Acht Personen hielten eine Minidemonstration ab, bei der sie Schilder mit der Aufschrift „Frieden" und „Solidarität" hochhielten.

Diese „Demonstration" hatte ein juristisches Nachspiel. Kuck zeigte die JU-Mitglieder wegen einer nicht angemeldeten (und damit seiner Auffassung nach unerlaubten) Demonstration an. Ein bemerkenswerter Vorgang in einem Land, in dem Demonstrationsfreiheit ein Grundrecht darstellt.

Die Kleinstkundgebung von vor gut einem Jahr hat bis vor kurzem tatsächlich die Brandenburger Justiz beschäftigt. Die Staatsanwaltschaft hat zahlreiche Zeugen befragt, ein Ermittlungsverfahren aufgenommen und schließlich Anklage erhoben.

Doch diese Justizposse blieb nur ein Kapitel im Krieg CDU gegen CDU. Kuck beließ es nicht bei einer einzigen Anzeige. „Er hat eine Prozeßlawine in Gang gesetzt", beschwert sich Billy Six (21), der Wortführer der Neuenhagener JU. „Die Anzeigen wurden immer mehr und mehr", bestätigt seine frühere Anwältin Ingeborg Christoph.

Kuck dagegen sieht sich einer Rufmordkampagne ausgesetzt und von Billy Six verfolgt. Seine Frau habe einen Herzanfall erlitten, als die acht vor seinem Haus erschienen seien. Die Brandenburger Justiz ist mit Anzeigen (z. B. wegen Nötigung) und Verleumdungsklagen gegen Six und andere Personen befaßt und arbeitet fleißig mit in dieser innerparteilichen Schmierenkomödie. Justizministerin ist die CDU-Politikerin Beate Blechinger. Six und seine Freunde glauben, die Ministerin selbst stecke hinter der harten Linie der Staatsanwaltschaft gegen die CDU-Abweichler. Blechinger ist nämlich auch Kreisvorsitzende der CDU Märkisch-Oderland, zu dem Neuenhagen gehört. Handfeste Beweise für eine Manipulation der Justiz kann Six indes nicht vorlegen.

Der rührige JU-Aktivist hat dennoch einen Brief an Bundesjustizministerin Brigitte Zypries (SPD) mit der Bitte um Hilfe geschrieben. Die hat das Schriftstück postwendend an ihre Brandenburger Amtskollegin weitergeleitet. Seitdem ist das Verhältnis zwischen Six und Blechinger endgültig zum Teufel. Blechinger hat Six aufgefordert, von seinen Ämtern zurückzutreten. Seiner Partei geht Billy Six reichlich auf die Nerven. Die CDU will ihn ausschließen. Die JU hat seinen Ortsverband einfach zwangsweise aufgelöst.

All das ist aber noch nicht rechtskräftig, weil es derzeit kein CDU-Parteigericht gibt, um darüber zu entscheiden, ob diese Beschlüsse wirksam sind. Das gilt auch für den Ausschluß von Else Ackermann, den ihre Gegner beantragt haben. Sie hat ihrer Fraktion wegen der Streitigkeiten bereits den Rücken gekehrt, jetzt versucht die Partei (genauer: der von Blechinger geführte Kreisvorstand), sich ganz der früheren Fraktionschefin zu entledigen.

Billy Six dagegen konnte in der vergangenen Woche erst einmal triumphieren: Das Amtsgericht Strausberg hat die Aufnahme einer Verhandlung abgelehnt. Damit stellte sich das Gericht gegen die Staatsanwaltschaft Frankfurt/Oder. Die Kosten trägt die Staatskasse, den Ansehensverlust die gesamte CDU Brandenburgs.

Berlin wächst wieder

Erstmals seit Jahrzehnten wurden 2007 in Berlin mehr Menschen geboren als starben. Einen solchen Geburtenüberschuß verbuchte die deutsche Hauptstadt im Westteil nur Mitte der 60er Jahre – auf dem Höhepunkt des „Babybooms" – und im Ostteil in den 80ern.

Nach Angaben des Statistischen Amts Berlin-Brandenburg wurden 31174 Berliner im vergangenen Jahr geboren, 30980 starben. Dies ergab einen Überschuß von 194 Personen.

Insgesamt stieg die Einwohnerzahl Berlins um rund 12000 auf nunmehr 3416300, was vor allem an verstärkter Zuwanderung liegt. Der Wanderungsüberschuß ist damit der höchste seit Beginn des Jahrzehnts und ebenfalls Anzeichen für eine positive Trendwende. Nach dem Nachkriegshöhepunkt von 3475000 im Jahre 1993 war Berlin bis 2004 auf 3388000 Einwohner geschrumpft. Seit 2005 ist ein zunächst sehr moderates, sich aber jährlich verstärkendes Einwohnerwachstum zu verzeichnen. *H.H.*

Zeitzeugen



Ludwig Erhard – Der spätere Wirtschaftsminister und Kanzler Erhard (1897–1977) gilt fälschlich als Vater der D-Mark. Das war er nicht, doch indem er sich als Wirtschaftsdirektor der Trizone über die Anweisungen der Besatzer hinwegsetzte und die Rationierungen parallel zur Währungsreform weitgehend abschaffte, wurde er zum Auslöser des Wirtschaftswunders.

Edward A. Tenenbaum – Der vergessene Held: Der damals erst 26jährige US-Leutnant Tenenbaum (1922–1976) konzipierte in Wahrheit die Einführung der neuen Mark im Westen. Über Bedenken deutscher Experten, die die D-Mark-Einführung mit einer langen Reihe weiterer sozialer und wirtschaftspolitscher Maßnahmen befrachten wollten, ging der junge Finanzfachmann hinweg.



Lucius D. Clay – US-General Clay (1897–1978) war zum Zeitpunkt der Reform Militärgouverneur der amerikanischen Zone und damit Tenenbaums Chef. Den Deutschen ist er als Initiator der Luftbrücke für das kurz nach der D-Mark-Einführung blockierte Berlin in Erinnerung.

Henry Meyer – Die Währungsreform in den Westzonen sorgte über Nacht zu einer „Reichsmark-Schwemme“ gen Sowjetzone, weil dort das alte Geld noch gültig war. Eine immense Inflation drohte die ohnehin schwer angeschlagene Reichsmark vollends zu entwerten. Der Chef der „Deutschen Zentralfinanzverwaltung“ (DZFV) der Sowjetischen Besatzungszone, Henry Meyer (1904–1975), mußte blitzschnell reagieren und die Einführung der Deutschen Mark Ost organisieren. Aus seiner DZFG ging später die Deutsche Notenbank der DDR hervor.



Fritz Schäffer – Hart und verläßlich sollte die neue Währung sein. Daß sie es auch wurde, ist insbesondere Adenauers Bundesfinanzminister von 1949 bis 1957 zu verdanken: Fritz Schäffer (1888–1967). Der CSU-Politiker war als eiserner Sparminister so geachtet (beim Volk) wie gefürchtet (im Kabinett). Statt Schulden zu machen, häufte Schäffer eine stattliche Rücklage an, die im Volksmund – angelehnt an das Berliner Goldreservelager des Kaiserreichs – „Juliusturm“ hieß.

Der Name des Wunders

60 Jahre Deutsche Mark: Mehr als eine Währung – Symbol des Aufschwungs

Von H.-J. Mahlitz

Was? So teuer? 40 Euro? Das sind doch glatte 80 Mark!“ So rechnen die Deutschen sich die vor sechseinhalb Jahren eingeführte EU-Gemeinschaftswährung zum Teuro um.

Vor 60 Jahren klang das noch ganz anders. Wer damals meinte: „40 D-Mark – das sind doch über 600 Reichsmark!“, wollte damit die soeben neu eingeführte Währung der drei Westzonen keineswegs schlechtreden. Im Gegenteil, in den Jahren der Not und des Hungers nach dem Ende des Krieges hatten die Menschen die bittere Erfahrung machen müssen, daß ihr Geld, ihre Reichsmark, so gut wie gar nichts mehr wert war. In Deutschland blühten Tauschhandel und Schwarzmarkt, für das immer noch reichlich vorhandene amtliche Zahlungsmittel RM konnte man nichts kaufen, die wahre Währung hieß Lucky Strike und war, selbst wenn sie sich letztendlich bestimmungsgemäß in blauen Dunst auflöste, allemal stabiler als das Papiergeld. Da freute man sich darauf, endlich wieder „richtiges Geld“ in die Finger zu bekommen.

Jedermann im Lande war klar, daß Deutschland, um wieder Tritt fassen zu können, einen klaren Währungsschnitt brauchte. Erste Pläne dafür gab es schon lange vor Kriegsende. So hatten unabhängig voneinander bereits 1944 die Nationalökonomen Paul Binder, Ludwig Erhard, Alfred Müller-Armack und Adolf Weber sehr konkrete Vorstellungen in der – sorgfältig vor den damaligen Machthabern gehüteten – Schublade.

Einer von ihnen, der spätere Wirtschaftminister und Bundeskanzler Ludwig Erhard, gilt zu Recht als „Vater des Wirtschaftswunders“. Dieses „Wunder“ hat einen Namen: Deutsche Mark. Die Währungsreform vom 20. Juni 1948 markiert die Wende – von nun an ging's bergauf.

Die D-Mark, heute im nostalgischen Rückblick zum nationalen Identitätsträger hochstilisiert, war das Geld der Sieger, vor allem der Amerikaner. In deren Hauptstadt waren schon ein Jahr nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht die Grundsatzentscheidungen gefallen. 1947 hatte man mit dem Druck des neuen Papiergelds begonnen.

Parallel dazu durfte eine deutsche Expertengruppe in der Nähe von Frankfurt a. M. den sogenannten Homburger Plan erarbeiten, von dem die Autoren irrtümlich glaubten, er könne noch wesentliche Impulse zur Neuordnung des deutschen Geldwesens geben.

Das Doppelspiel der Amerikaner erreichte einen grotesken Höhepunkt, als in einer Nacht- und Nebelaktion 25 deutsche Währungsexperten ins Nordhessische verfrachtet und in einer Kaserne in Rothwesten (Fuldatal) bei Kassel interniert wurden. Während sie mit den Amerikanern, allen voran Edward Tenenbaum (s. links) darüber zu streiten wähnten, mit welchem Geld die Deutschen Not und Elend überwinden sollten, transportierten eben diese Amerikaner tonnenweise die längst gedruckten DM-Noten über den Atlantik. Erst am 8. Juni 1948, zwölf Tage vor dem bereits festgelegten „Tag X“, ließ man die deutschen Experten mit leeren Händen nach Hause gehen.

Dann ging alles ganz schnell, ganz so, wie man es in Washington geplant hatte: Am Abend des 18. Juni erfuhren die Deutschen offiziell Einzelheiten der Währungsreform. Zwei Tage später, am Sonntag, 20. Juni, sollte das neue Geld ausgegeben werden. Jeder Deutsche in den drei Westzonen, vom Säugling bis zum Greis, erhielt 60 DM Bargeld – 40 sofort, 20 ein paar Wochen später. Dafür mußten aber pro Kopf 60 Reichsmark abgeliefert werden. Alle darüber hinaus gehenden RM-Bestände wurden nominell im Verhältnis zehn zu eins abgewertet. Da aber zahlreiche Konten und Sparbücher zunächst gesperrt und später großenteils (ca. 70 Prozent!) ganz gestrichen wurden, ergab sich ein tatsächlicher Umtauschkurs von 100 zu 6,50.

Trotz strengster Geheimhaltung ahnten die meisten Menschen im Frühsommer 1948, daß eine Währungsreform unmittelbar bevorstand. Die Folge: ein Volk auf der Flucht in die Sachwerte. Jeder versuchte, seine Reichsmark loszuwerden, doch in den Geschäften wurde die Ware für den Tag X gebunkert. So gab es bis zum 20. Juni viel Geld, aber nichts zu kaufen, und am Tag danach plötzlich volle Schaufenster und viel mehr Waren, als man mit 40 Mark Kopfgeld hätte kaufen können.

Nun aber schlug die Stunde des Ludwig Erhard. Gegen den Widerstand der Siegermächte schaffte er es, seine Idee einer freien Marktwirtschaft mit starker sozialer Komponente umzusetzen. Vier Jahre später, im Herbst 1952, erfuhr dieses System mit dem Lastenausgleichsgesetz jene innere Balance, die den starken wirtschaftlichen Aufschwung ermöglichte. Auf der Basis von Fleiß, staatlich geförderter Leistungsbereitschaft, gerechterer Verteilung von Kriegsfolgelasten und Linderung sozialer Härten wurde Ludwig Erhard so zum Vater der Sozialen Marktwirtschaft. Und der Titel seines Buches steht zugleich für sein Lebenswerk: Wohlstand für alle. Leider ist die Balance inzwischen verlorengegangen – heute haben wir immer mehr „Sozial“ und immer weniger „Markt“. Hildegard Knef hatte wohl doch recht, als sie einst sang: „Von nun an ging's bergab“.



Letzte Goldprägung der D-Mark: Abschied nach über 53 Jahren im Jahr 2002 Foto: Vario Images

Mancherlei historische Bezüge drängen sich auf. DM wie Euro bekamen wir nicht aus eigenem Willen eines Volkssouveräns, sondern wurden von außen damit „beglückt“. Im einen Fall von US-Plutokraten, im anderen von Brüsseler Eurokraten.

Beide Währungsreformen hatten auch mit den Folgen des Zweiten Weltkriegs zu tun. Die Einführung der D-Mark in den drei Westzonen, der die Berlin-Blockade durch die Sowjets folgte, besiegelte die Teilung Deutschlands; der Euro war angeblich der Preis für die Wiedergewinnung der kleindeutschen Einheit.

Für Ludwig Erhards „Wohlstand für alle“ jedenfalls war die Währungsreform vom 20. Juni 1948 – auch wenn er sie sich anders gewünscht hatte – eine unverzichtbare Voraussetzung; die D-Mark steht zu Recht als Symbol dafür. Einen kritischen Nachsatz müssen die DM-Nostalgiker sich allerdings gefallen lassen: Einem Volk, das nationale Identität nur noch aus dem Namen eines Zahlungsmittels schöpft, droht geistige und moralische Verarmung. Und das wäre im wörtlichen wie im übertragenen Sinne das Gegenteil von „Wohlstand für alle“.

Wie der Euro zur Welt kam

Die genaue Geburtsstunde des Euro läßt sich nur schwer beziffern. Ist es für die einen die Gründung der Europäischen Wirtschaftgemeinschaft (EWG), oder für die anderen das Jahr 1969, indem Bundeskanzler Willy Brandt eine Währungsunion für die Gemeinschaft vorschlug. um den internationalen Währungsschwankungen zu begegnen. Realisiert wurde das Projekt einer einheitlichen Europawährung jedoch erst 33 Jahre nach der Gründung der EWG und 22 Jahre nach Brandts Vorstoß, im Jahr 1991.

Am 11. Dezember 1991 hatten die Regierungschefs der Europäischen Gemeinschaft (EG) im holländischen Maastricht getagt. Am dritten Tag legten sie den Grundstein für die Einführung einer Europäischen Gemeinschaftwährung. Der damalige Bundesau-

Die Idee einer Währungsunion wiederbeleben

ßenminister Hans-Dietrich Genscher hatte Ende der 80er Jahre die Regierungen der europäischen Staaten aufgefordert, die Idee einer Währungsunion wieder zu beleben.

Genscher stieß auf offene Ohren, eine Kommission unter Leitung des damaligen Chefs der EU-Kommission, Jaques Delors, arbeitete den Fahrplan für die Währungsunion aus. Mit dem Fall der Mauer und der deutschen Wiedervereinigung standen die Zeichen für eine Gemeinschaftswährung günstig. Das vereinte Deutschland sollte fest an die Gemeinschaft gebunden bleiben. Ende November 1989 traf sich Außenminister Genscher mit dem französischen Präsidenten Francois Mitterand. Resultat der Gespräche war die Einberufung einer Regierungskonferenz, die den dreistufigen Delors-Plan beschließen sollte. Zwei Jahre später kam der Vertrag von Maastricht zustande, im Februar 1992 wurde er offiziell unterzeichnet.

In der ersten Stufe wurden die Beschränkungen im europäischen Kapitalverkehr aufgehoben, Stufe zwei verpflichtete die europäischen Staaten zur wirtschaftlichen Konvergenz. Ausgerechnet Deutschland hatte große Schwierigkeiten mit dem Haushaltsdefizit und der Erfüllung der Konvergenzkriterien. Am 1. Januar 1999 nahm die Europäische Zentralbank ihre Arbeit auf, die dritte Stufe zur Währungsunion. Ab diesem Zeitpunkt galt der Euro vorerst als Rechenwährung. Das erste Euro-Bargeld gab es am 1. Januar 2002. *M.A.*

Wer den Pfennig nicht ehrt…

Vom Taler und Gulden bis zur D-Mark – eine kurze Geschichte der Währungen in Deutschland

Von H.-J. Mahlitz

Zwölfhundert Jahre deutsche Geschichte, das sind auch zwölfhundert Jahre Geschichte des Geldes in Deutschland, vom karolingischen Pfund im Ostfrankenreich Karls des Großen bis zu Peer Steinbrücks Billionen-Euro-Schuldenberg.

Die Mark, der so viele Deutsche heute noch nachtrauern, gab es seit fast tausend Jahren. Ursprünglich bezeichnete sie ein Gewicht, ab dem 15. Jahrhundert dann auch eine Münzeinheit. Durchsetzen konnte sie sich aber erst zwei Jahre nach Bismarcks Reichsgründung. Bis dahin glich, ganz im Zeichen deutscher Kleinstaaterei, die fiskalische Landschaft eher einem Flickerlteppich. Wer von Flensburg nach München oder von Aachen nach Königsberg reiste, zahlte mal mit Taler, mal mit Gulden, mal mit Kreuzer oder Heller, mal mit Pfennig oder Groschen, und wer bis dahin noch nicht pleite war, konnte auch noch zu Franken, Schilling oder Rappen, Batzen oder Dukaten greifen.

Am längsten hat sich in Deutschland der Pfennig gehalten. Er geht auf das von Karl dem Großen verfügte Münzrecht zurück, demzufolge aus einem Karolingischen Pfund 240 Münzen namens Denar geprägt werden durften. Schon 100 Jahre später war daraus im deutschen Sprachraum das Wort „Pfennig“ geworden.

Die Mark als Rechnungseinheit der neuen, einheitlichen Reichsgoldwährung wurde 1873 vom Reichstag in Berlin per Gesetz eingeführt. Ihre Stabilität büßte sie erst durch die Kosten des Ersten Weltkriegs (165 Milliarden Goldmark), mehr aber noch durch die von den Siegern aufgezwungenen Reparationen (226 Milliarden) ein. Ende 1923 betrug der Geldumlauf das Milliardenfache des Bruttosozialprodukts (über 400 Trillionen Reichsmark).

Berlin zog die Notbremse, führte die Rentenmark ein. Damit waren die Sparer ihr Geld und der Staat seine Schulden los.

Am 30. August 1924 wurde dann die Reichsmark, eingeteilt in 100 Pfennig, gesetzliches Zahlungsmittel. Auch sie blieb, wie zuvor Bismarcks Goldmark, stabil bis zum Beginn des nächsten Krieges. Von da an ließ Berlin die Notenpressen schneller und schneller laufen. 1945 stand neben dem militärischen Zusammenbruch der erneute Staatsbankrott: Trotz aller Wirren durch Bombenschäden und Vertreibung eines Fünftels des deutschen Volkes war immer noch Bargeld im sechsfachen Wert des Bruttosozialproduktes im Umlauf.

Die nahezu wertlose Reichsmark blieb noch drei Jahre lang amtliches Zahlungsmittel. Dann wurde sie, im zarten Alter von nicht einmal 24 Jahren, aufs Altenteil verschoben. Ihrer Nachfolgerin, der D-Mark, waren immerhin über 53 Jahre beschieden. Mit ihr endete auch der altehrwürdige Pfennig – nach über tausend Jahren.

Aufreizend offen

Die SPD öffnet sich unverholen für ein Bündnis mit der Linkspartei

Von Hans Heckel

Es ist nicht das Ob, sondern das Wie, das frappieren kann: Mit aufreizender Offenheit marschieren die SPD-Linken durch das Tor zum Bündnis mit der Linkspartei, das ihnen Parteichef Kurt Beck Anfang des Jahres aufgestoßen hat. Die hilflosen Proteste meist schon älterer oder gar abtretender Spitzenfunktionäre vom gemäßigten Lager der Sozialdemokratie werden die Gefolgsleute der stellvertretenen SPD-Chefin Andrea Nahles nur noch darin bestärken, daß sie auf der Siegerstraße sind im parteiinternen Richtungskampf.

„Nichts besonderes“ sei das zweistündige Treffen der SPD-Bundestagsparlamentarier Niels Annen, Christine Lamprecht und Frank Schabe mit den Linke-Abgeordneten Jan Korte und Barbara Höll, dem früheren Berliner PDS-Chef Stefan Leibich und Parteivize Halina Wawtyniak gewesen, reagierten die linken Sozialdemokraten fast gelangweilt auf den Wirbel, den das links-linke Gespräch ausgelöst hatte.

Organisiert wurde das Treffen durch Angela Marquardt. Die Ex-Vizechefin der PDS und zeitweilige PDS-Bundestagsabgeordnete war 2003 aus der PDS aus- und kürzlich in die SPD eingetreten. Heute arbeitet sie für SPD-Vize Andrea Nahles und ist Geschäftsführerin der „Denkfabrik“ linker SPD-Abgeordneter.

An der Person Marquardt ist an sich schon abzusehen, wie weit die rot-rote Kooperation schon gereift ist. 1999 schrieb sie zur „BRD“: „Sie will mich nicht, und ich will sie auch nicht.“ In die SPD sei sie eingetreten, um dort die linken Kräfte zu stützen, räumt Marquardt freimütig ein.

Die im „Seeheimer Kreis“ zusammengeschlossenen „rechten“ SPD-Abgeordneten fühlen sich verschaukelt. Noch kurz nach dem rot-roten Treffen hatten sie mit den SPD-Linken feierlich eine Art Waffenruhe vereinbart, die auch darin bestand, sich nicht weiter zu hintergehen. Nun erfuhren sie aus der „Zeit“, daß ihre linken Parteifreunde kurz zuvor und ohne es ihnen zu sagen mit der Linkspartei auf Fühlung gegangen waren. „Die Parlamentarische Linke (in der SPD) sabotiert die Arbeit von Struck, Steinmeier und Beck“, beschwerte sich der Chef der „Seeheimer“, Johannes Kahrs. Für Fraktionschef Peter Struck mag das stimmen, doch der ist ein parlamentarisches Auslaufmodell. Finanzminister Peer Steinbrück gilt als weithin isoliert und hat in Hinblick auf die Zerschlagung der „Agenda 2010“ letztlich doch jede Kröte geschluckt. Und SPD-Chef Kurt Beck? Den dürften die Linken als ihren (gar nicht mehr so heimlichen) Verbündeten verbuchen. Geradezu selbstlos ruiniert Beck zwar seine eigene Vertrauenswürdigkeit, indem er das Offensichtliche scheinbar beharrlich dementiert. Durch seine auf den zweiten Blick durchaus zweideutigen Dementis zu der Möglichkeit von Rot-Rot auf Bundesebene ebnet er der SPD-Linken jedoch in Wahrheit den Weg. Während er die Kritik auf sich zieht, können Nahles und Co. umso unverblümter an ihrem Projekt arbeiten und darauf setzen, daß sich die Deutschen rechtzeitig vor der Bundestagswahl an Rot-Rot gewöhnt haben werden. Daß Angela Marquardt für Nahles quasi als institutionelle Nahtstelle fungiert, sprich Bände: In ihrer PDS-Zeit tat sich die heute 36jährige als besonders verbissene Radikale hervor.

Schützenhilfe leistet dabei weiterhin Gesine Schwan. Die SPD-Präsidentschaftskandidatin, die ohne Linkspartei-Stimmen keine Chance hätte, tat erst vergangenen Sonntag wieder kund, daß sie eine Annäherung der SPD an die Gysi-Lafontaine-Partei für möglich – sprich: für wünschenswert – halte.

Aber läuft die SPD mit diesem Kurs nicht ins Abseits? Vordergründig betrachtet widerspricht der konsequente Weg der SPD nach ganz links der alten bundesrepublikanischen Regel, daß „Wahlen in der Mitte gewonnen werden“.

Das galt über Jahrzehnte, aber gilt es noch? Jene Mitte war bevölkert von einer Mittelschicht, die von Aufstiegswillen und Aufstiegserwartung geprägt war. Jene, die fürchteten, nicht ihrer Leistung entsprechend am wachsenden Wohlstand beteiligt zu werden, stellten dabei die klassische SPD-Wählerschaft. Sie wollten sozialen Ausgleich, sie wollten sich dabei aber auf keinen Fall den Karriereweg nach oben verbauen lassen. Die Balance zu halten zwischen Sozialstaat und Leistungsgesellschaft, das forderten sie von „ihrer“ SPD.

Diese Mittelschicht ist heute eher von grassierender Angst vor dem Abstieg geplagt. Jetzt fordert sie immer weniger Freiheit zur Entfaltung als Schutz vor dem Absturz. Umfragen ergeben einen rapiden Ansehensverlust der Sozialen Marktwirtschaft. Eine derart verunsicherte Mittelschicht will die Linke in der SPD ansprechen mit dem Versprechen von umfassender staatlicher Fürsorge. Damit könnte sie bei mehr und mehr Menschen auf dankbare Zustimmung treffen, denn die Spätfolgen von Sozialismus interessieren angesichts von akuter perönlicher Existenzangst nur wenige.



SPD-Vize Andrea Nahles: Will die Deutschen an Rot-Rot gewöhnen — Foto: pa

MELDUNGEN

3064 Euro im Monat

Berlin – Mehr verdienen, aber trotzdem nicht mehr Geld zu Verfügung haben, so geht es den meisten Arbeitnehmern im deutschen Dienstleistungsbereich oder im produzierenden Gewerbe. Die Gehaltszuwächse können die Geldentwertung durch Inflation nicht ausgleichen, jedenfalls nicht, wenn man die Werte der ersten drei Monate des Jahres zum Vergleich heranzieht. Das Statistische Bundesamt in Wiesbaden hat das Durchschnittseinkommen eines Vollzeit-Beschäftigten in diesen Bereichen auf aktuell 3064 Euro im Monat berechnet; das entspricht einem Einkommenszuwachs im Vergleich zum Vorjahr um 2,8 Prozent. Weil gleichzeitig im ersten Quartal 2008 die Preise aber um 2,9 Prozent angestiegen waren, ergibt sich ein realer Kaufkraftverlust von 0,1 Prozentpunkten.

Deutsch allein reicht nicht aus

Rehe – Kritik an der Integrationspraxis für Zuwanderer in Deutschland hat ein aus dem Sudan stammender Missionar geübt. Yassir Eric von der Evangelischen Ausländerseelsorge sagte, es genüge nicht, die deutsche Sprache einigermaßen zu beherrschen und Fragen zur Politik beantworten zu können. Wer sich in Westeuropa integrieren wolle, müsse auch die prägende Kultur und Religion kennen und den bisherigen kulturellen Hintergrund kritisch bewerten können. Für ihn sei Integration ohne Mission nicht denkbar, da die deutsche Gesellschaft auf christlichen Grundwerten basiere. Für Muslime sei die Eingliederung sehr schwierig. Um beispielsweise den Verfassungsgrundsatz zu akzeptieren, daß die Würde des Menschen unantastbar sei, müßten sie ihr vom Islam geprägtes Menschenbild ändern. Kritik übte Eric an Christen und Kirchen in Deutschland, die sich für den Bau von Moscheen einsetzen. *idea*

Ost-Deutsch (72):

Schnaps

Von Wolf Oschlies

Bäte mich jemand, das im Ausland populärste deutsche Wort zu nennen, würde ich ohne Zögern auf „Schnaps“ tippen. Der ist so deutsch, daß die Russen bündig definieren: „Snaps – germanskaja wodka“. Muß ich das etwa übersetzen? Ähnlich die Serben: „Moze snaps prije vecere, Nijemci vole rakiju“ (Vielleicht einen Schnaps vorm Abendessen, Deutsche lieben Rakija, also jede Art von Balkan-Schnäpsen). Über allem steht das Original: „Sznaps jest dobry na wszystko“ (Schnaps ist für alles gut), sagen Polen, die es wissen müssen.

„Schnaps (lese ich in einer russischen Wodka-Enzyklopädie) bedeutet wörtlich Greifen“, was ja zutrifft. Der Begriff kommt aus dem Niederdeutschen und bezeichnete zunächst einen guten Schluck Branntwein, so viel man eben aus der Flasche schnappen konnte. Seit dem 18. Jahrhundert wurde er zum Synonym für Branntwein generell. Folgeerscheinungen spiegeln Wörter wie „Schnapsidee“, ein verrückter Einfall, oder „Schnapszahl“, die ihren Namen vom Doppelsehen beschnapster Trinker bekam. Besser ist es, auf bulgarische Art zu trinken, nämlich „bavno ravnomerni glytki ot tschaschata s snaps“ (langsam mit gleichmäßigen Schlucken das Glas Schnaps leeren).

„Snaps krepkoalkogolnyj liker, tradicionno svjasyvaemyj s Germaniej“, heißt es in der russischen Enzyklopädie weiter: Schnaps ist ein hochprozentiges Getränk, das traditionell mit Deutschland verbunden wird. Aber das stimmt immer weniger, wie zum Beispiel tschechische Bürgermeister an ihren Mitbürgern erkennen: „Zajem vypalit si svuj snaps z vlastniho ovoce stale roste“ (Das Interesse, sich seinen Schnaps aus eigenem Obst zu brennen, wächst ständig). Noch besser ist es in Litauen, von dessen rund 3,4 Millionen Einwohnern etwa 20 Prozent Russen und Polen sind. Die haben stets ihren „samogon“ selber gebrannt, was illegal war. Aber 2003 erließ das litauische Parlament eine Amnestie, womit (berichten russische Blätter) „litowskij samogon polutschil stol she schirokoe prisnanie kak nemeckij snaps“ (litauischer Samogon eine so breite Anerkennung wie deutscher Schnpas erfuhr). Wie Russen wissen: Mit „tschetyre tschetwertinki snapsa“ (vier Viertelchen Schnaps) läßt sich alles „otschlifowatj“ (zurecht schleifen).

Klimaleuchten

Mit dem Verbot von Glühlampen will die EU das Klima retten

Von Mariano Albrecht

Werden deutsche Wohnstuben bald in tristem kaltem Neonlicht erstrahlen? Oder macht die gute alte Glühlampe unser Klima kaputt? Die Europäische Union will voraussichtlich schon im kommenden Jahr Glühlampen als Leuchtmittel verbieten, dem Klima zuliebe. Der Kunde soll dann für teure Energiesparlampen tief in Tasche greifen. Doch es kann auch gespart werden.

Durch die Verwendung von Energiesparlampen soll Deutschland 4,5 Millionen Tonnen weniger klimaschädliches Kohlendioxid in die Atmosphäre blasen, in ganz Europa könnten 23 Millionen Tonnen Kohlendioxid gespart werden. Klimaschutz hin Klimaschutz her, weniger Schadstoffemissionen sind zweifellos eine nützliche Sache. Doch die neueren Energiesparlampen sind um ein Vielfaches teurer als Glühlampen. Was hat der Bürger vom Wechsel zur Kaltlichtquelle?

Erst einmal höhere Anschaffungskosten, aber auch unter Umständen erhebliche Energieeinsparungen. Würde ganz Deutschland auf Sparlampen umsteigen, könnten 7,5 Milliarden Kilowattstunden Strom eingespart werden, heißt es. Viele Bürger sind ohnehin schon auf die sparsameren Lampen umgestiegen, um die steigenden Energiekosten zu senken. Doch warum gleich ein generelles Verbot der herkömmlichen Glühlampe? Kommt die Industrie mit der Lieferung der Sparlampen überhaupt der plötzlichen Nachfrage nach?

Eine Anfrage beim Lampenhersteller Philips läßt tief blicken. Der Pressesprecher des Unternehmens, Klaus Petrie, teilt mit, daß die Branche schon seit Jahren mit der Politik über den vermehrten Einsatz von Energiesparlampen in Gesprächen sei. Hat die Industrie dabei den Klimaschutz im Sinn?

Sicher nicht. Mit dem Absatz von herkömmlichen Glühlampen sind Gewinne kaum noch zu steigern. Anders sieht es mit der neuen Technologie bei den Sparlampen aus. Diese werden zum Teil in Fernost produziert. Der Arbeitsaufwand ist 5 bis 7 Mal so hoch wie bei der Herstellung einer Glühlampe. Auch die verwendeten Materialien wie Quecksilber, Edelgase oder die komplizierte Elektronik im Sockel der neuen Leuchtmittel haben ihren Preis. Einfache Sparlampen sind schon ab drei Euro zu haben, doch die Qualität läßt zu wünschen übrig. Da ist für die Hersteller noch viel mehr drin.

Mittlerweile werden die neuen Leuchtmittel in allen möglich Farbtönen und Formen angeboten, um die einst kaltes Licht verbreitenden Sparlampen wohnraumtauglich zu machen. Doch mit Preisen ab zehn Euro kommen die Hightech-Lampen den Bürger ziemlich teuer. Gewinner der Umstellung auf Energiesparlampen sind erst einmal die Hersteller. Industrie und Politik wollen davon nichts wissen. Die Ersparnis für den Kunden liege in der längeren Lebensdauer und beim Energieverbrauch. Geht die Rechnung auf?

Verwendet man statt einer 60-Watt Glühlampe eine Sparlampe, die nur fünf Watt bei gleicher Lichtleistung verbraucht, so sind im Jahr bei einem Strompreis von 0,20 Euro-Cent pro Kilowattstunde, rund 16 Euro Einsparung bei einer täglichen Brenndauer von vier Stunden (1460 Stunden im Jahr) möglich. Rechnet man den Anschaffungspreis der Sparlampe ab, bleiben sechs Euro Ersparnis im ersten Jahr. Hält die Sparlampe die versprochenen 10.000 Stunden durch, ginge die Rechnung auf. Doch die Sache hat einen Haken.

Macht häufiges Ein- und Ausschalten einer Glühlampe nichts aus, so reagieren die teuren Sparlampen äußerst empfindlich. Die Energieersparnis wird durch den hohen Neuanschaffungspreis aufgefressen. Und die Umwelt?

Tatsache ist, daß für die Herstellung von Energiesparlampen das bis zu zehnfache an Energie gegenüber der Glühlampenherstellung aufgewendet wird. Auch kommen giftige und für die Umwelt gefährliche Stoffe wie Quecksilber zum Einsatz. Von keinem Energiesparlampenhersteller war eine ausführliche Energiebilanz, aus der ersichtlich ist, wieviel Energie von der Herstellung über den Transport (z.B. aus Indien und China) bis zur Entsorgung und Recycling erforderlich ist, zu bekommen. Alle Aufwendungen würden weit unter der Energieeinsparung und dem Nutzen für die Umwelt liegen, heißt es. Das erscheint allein schon deshalb zweifelhaft, weil Energiesparlampen bei der Entsorgung nicht im Hausmüll landen dürfen. Hier ist der Bürger gefragt, der muß seine alten Lampen dann zum Händler zurückbringen oder in spezielle Behälter entsorgen, andernfalls droht Gefahr für die Umwelt. So kann das geplante Verbot der Glühlampe getrost als typischer Brüsseler Aktionismus nach dem Motto, „Klima schützen, koste es, was es wolle“, gesehen werden. Viel sicherer ist jedoch eines, Herstellern und Händlern steht mit einer Kaufverpflichtung des Bürgers für bestimmte Produkte ein Riesen Geschäft ins Haus.

MELDUNGEN

Religiöse Erpressung

Sudan – Die sudanesische Regierung mißbraucht die Verteilung von Hilfsgütern als Mittel zur Islamisierung des Landes. Notleidenden Christen wird nur geholfen, wenn sie zum Islam übertreten. Das berichtete der Geschäftsführer der Hilfsaktion Märtyrerkirche, Pastor Manfred Müller (Uhldingen am Bodensee), beim Missionstag am 22. Juni in Leinfelden bei Stuttgart. Die Regierung des Sudan lasse zu, daß die Armee Lebensmittel an Christen nur abgebe, wenn diese ihren Glauben verließen und Moslems würden. Ähnliches gelte für die mit staatlicher Unterstützung eingerichteten Wasserzentren in wasserarmen Gegenden. Die islamischen Verteilorganisationen bedienten Christen nur, wenn diese in einer eigens hergerichteten Moschee das islamische Glaubensbekenntnis sprächen und ihren Wechsel zum Islam mit einem Daumenabdruck bestätigten.

Polizeischutz für Pastoren

Istanbul – In der Türkei, ist die Lage für Christen weiterhin problematisch. Nach verläßlichen Berichten müssen dort fünf evangelikale Pastoren rund um die Uhr von Polizisten vor Mordanschlägen geschützt werden. Ihre Namen seien auf einer Todesliste einer islamischen Terrororganisation entdeckt worden. Vor mehreren Kirchen und Gemeindehäusern stünden Wachleute, die alle Besucher mit Metalldetektoren nach Waffen und Sprengstoff absuchten. Trotz der Drohungen blieben die Pastoren in ihrer Heimat, um den christlichen Glauben zu verkündigen, sagte Müller. Er bezeichnete die Verfolgten als Mahnung für die westliche Christenheit, ihrem Glauben treu zu bleiben. Mit dem Begriff Martyrium solle man nicht nur die Bereitschaft zum Sterben verbinden, sondern auch an alltägliche Entscheidungen denken. In Deutschland hätten viele Christen Angst, wegen des Bekenntnisses zu Christus zu Außenseitern zu werden.

Alte Zöpfe sollen fallen

Nicolas Sarkozy will mehr Geld in die militärische Aufklärung und Abschreckung investieren

Von JEAN-PAUL PICAPER

Der französische Staatspräsident Sarkozy hat am 17. Juni vor 3000 Militärs in der Versammlungshalle an der Porte de Versailles in Paris das neue Weißbuch der Verteidigung vorgestellt. Diese umfangreiche Studie definiert die neuen Herausforderungen der Sicherheitspolitik und die strategische Ausrichtung Frankreichs in den nächsten fünfzehn Jahren, sowie deren Konsequenzen für den Umfang, die Ausrüstung und die europäische und atlantische Einbindung der französischen Streitkräfte. Man kann zusammenfassend sagen, daß es die Tradition der nuklearen Abschreckung von General de Gaulle fortsetzt. Aber auch, daß die in der Amtszeit von Jacques Chirac verstärkte Komponente der Truppenprojektion, d. h. der schnellen Verlegung von Elitetruppen mit Kriegsgerät zu entfernten Krisengebieten, dort ihren Platz findet. Hinzu kommt eine neue Komponente, die Stärkung der Aufklärung. Diese dritte Funktion soll zukünftig an erster Stelle der nationalen Sicherheit stehen. Sie richtet ihren Blick auf die Lageerkenntnis und auf die Früherkennung von Gefahren, die mit der Prävention und dem Schutz vor Angriffen eng verbunden und kombiniert werden.

Die Verfasser des Weißbuches gehen davon aus, daß seit dem Ende des Ost-West-Konfliktes in den Jahren 1990 und 1991 und seit dem 11. September 2001 die Gefahren vielschichtiger und weniger greifbar geworden sind. Der Cyber-Terrorismus, die Weiterverbreitung von Nuklearwaffen und die Gefahr eines Anschlages mit einer so genannten „schmutzigen Atombombe", die Gesundheitsrisiken sowie die Möglichkeit von biologischen und chemischen Anschlägen durch anonyme, nicht staatliche Terroristengruppen, sind heute leider aktuell geworden. Das macht eine bessere Zusammenarbeit der Kräfte der inneren und der äußeren Sicherheit erforderlich. Um Politikbereiche wie die innere Sicherheit und die Außenpolitik miteinander und mit der Verteidigung und dem Schutz der nationalen und kollektiven Wirtschaftsinteressen besser zu vernetzen und zu koordinieren, wird ein Rat für Verteidigung und nationale Sicherheit eingerichtet, im Rahmen dessen sich Premierminister François Fillon, Außenminister Bernard Kouchner, Innenministerin Michèle Alliot-Marie, Verteidigungsminister Hervé Morin, Wirtschaftsministerin Christine Lagarde und Haushaltsminister Eric Woerth unter der Ägide von Staatspräsident Nicolas Sarkozy mit den Sicherheitsfragen befassen. Dieser Rat soll die wichtigsten Leitlinien für die einzelnen Nachrichtendienste festlegen und die Ziele und die Mittel bestimmen.

Früherkennung von Gefahren

Um den neuen Funktionen der Lageerkenntnis und der Früherkennung gerecht zu werden, beschreibt das Weißbuch den Posten eines Koordinators für die Nachrichtenbeschaffung, der im Elysee-Palast sitzt und dem etwa zehn Vertreter des Außen-, des Verteidigungs- und des Innenministeriums zur Seite stehen. Es sieht vor, daß die Ausgaben für Militärsatelliten bis 2020 verdoppelt werden sollen. Es schließt neue Programme mit wissenschaftlich-technischem Hintergrund ein, etwa die Beobachtung aus dem Weltraum, in der Luft und zu Wasser, Abhörtechnologien und Frühwarnsysteme bei allen drei Waffengattungen. Vorgesehen ist dabei insbesondere der Ausbau der Überwachungsdrohnen und der bewaffneten Drohnen sowie der Fähigkeiten zur offensiven und defensiven Bekämpfung von Cyber-Attacken. Die neuen Verteidigungsrichtlinien werden eine Verlagerung der Militärausgaben auf neue, sehr kostspielige Bereiche und drastische Kürzungen, ja sogar die Streichung von bisherigen Positionen des Militärhaushaltes erfordern. Das hat sofort einen heftigen Widerstand bei den Offizieren ausgelöst. Sie werden von Regional- und Lokalbehörden unterstützt, da 60 Garnisonen von Schließung bedroht sind. Die Kampfeinheiten werden auf 87 Stützpunkte zusammengezogen, davon 50 für das Heer, 19 für die Luftwaffe und 4 für die Marine. Das Heer wird am meisten darunter leiden. Die Verteidigung vor Ort wird den Kommando-Operationen den Vortritt lassen. Die Panzerregimenter werden stark reduziert. Deren Stolz, der Kampfpanzer Leclerc, wird weitgehend eingemottet. Ohnehin war nur ein kleiner Bruchteil der Leclerc im Dienst, aber sie mußten alle instandgehalten werden, und das war teuer.



Helikopter vom Typ Tiger: Zukünftig flexibler und effektiver mit modernem Kriegsgerät . Foto: pa

Die Offiziere bedauern, daß die Kommission, die das Weißbuch unter der Leitung eines höheren Beamten, Jean-Claude Mallet, verfaßt hat, nur fünf Generäle unter den 35 prominenten Persönlichkeiten zählte. Keinem einzigen Unterausschuß der Kommission saß ein Militär vor. Offiziere nahmen zwar an Hearings teil, aber unter ihnen keine Leute, die Felderfahrung hatten. Das war Absicht, meinen die obersten Soldaten. Der absolute Vorrang wird der „Intelligence" und der Satellitenaufklärung gegeben, die unerschwingliche Kosten voraussetzt, und das Werkzeug der Armee, die Streitkräfte, werden auf knappe Rationen gesetzt.

Die Offiziere mögen in der Tat Recht haben, da die Deeskalation in Krisengebieten sehr viele Männer und Frauen vor Ort erfordert, die auch Zivilausgaben erfüllen. Dabei wird der Militärhaushalt nicht gekürzt. Wahrscheinlich werden drei Milliarden Euro zusätzlich flüssig gemacht, denn die 36,8 Milliarden dieses Haushaltes reichen nicht mehr aus, um die neuen Waffen (M51-Missile, Barracuda-U-Boote, Lufttransporter A400M, FREMM-Fregatten, Rafale-Kampfjäger, NH-90 und Tiger Helikopter, VBCI Panzerfahrzeug) zu bezahlen.

Gemeinden und Städte protestieren bereits massiv, weil sie wirtschaftlich ausgetrocknet werden, wenn die Militärs sich zurückziehen würden. Dabei werden in den kommenden vier Jahren die jährlichen Militärausgaben (ausgenommen der Pensionslasten) real beibehalten, d.h. inflationsangepaßt erhöht. In einzelnen Bereichen sind Sonderausgaben möglich. Ab 2012 wird das Verteidigungsbudget dann über die Inflationsanpassung hinaus um real ein Prozent jährlich erhöht. Insgesamt wird Frankreich 377 Milliarden Euro (ausgenommen der Pensionslasten) bis 2012 für seine Verteidigung ausgeben. In die Nuklear-Abschreckung wird weiter viel Geld hereingesteckt und der Schutz der Bevölkerung vor Anschlägen bekommt neue Priorität. Eine Einsatzgruppe von 10000 Mann in ständiger Alarmbereitschaft wird gebildet, um speziell bei Terroranschlägen und bei Großkatastrophen vor Ort sein zu können.

Indem Sarkozy die Amputation der traditionellen Aufgaben zugunsten neuer strategischer Ziele durch Zivilisten vorantreiben läßt, wird seine Intention sichtbar, den Widerstand der Militärs zu brechen. Er will einerseits, wie de Gaulle seinerzeit, dem Krieg von Morgen einen Schritt voraus sein. Andererseits unterscheidet er sich radikal von der altgaullistischen Strategie, indem er gleichzeitig die Rückkehr der französischen Armee in die Militärorganisation der Nato vollzieht, die de Gaulle 1966 verlassen hatte.

Noch stimmt nicht alles

Das Ende der slowenischen EU-Ratspräsidentschaft hinterläßt nicht nur »Sonnenschein«

Von MARTIN SCHMIDT

Durch den Störfall im Atomkraftwerk Krsko ist Slowenien in die Schlagzeilen der internationalen Medien geraten. Auch die Ende Juni auslaufende Ratspräsidentschaft des kleinen Staates, der als erster ostmitteleuropäischer EU-Neuling diese Aufgabe wahrgenommen hat, wird für Gesprächsstoff sorgen. Denn dann heißt es, die Stärken und Schwächen jenes "Muster-Reformlandes“ ins Bewußtsein zu rücken, das vor seiner Aufnahme in die europäische Staatengemeinschaft die Konvergenzkriterien am besten erfüllte, das eine hohe durchschnittliche Pro-Kopf-Wirtschaftsleistung aufweist und in dem bereits seit Januar 2007 mit dem Euro gezahlt wird. Zur Kehrseite gehören unter anderem die diplomatischen Unzulänglichkeiten im Fall Krsko, die bloße Marionettenrolle der slowenischen EU-Ratspräsidentschaft gegenüber den USA in der Kosovo-Frage und die in jüngster Zeit explodierende Inflationsrate (im Mai waren es 6,4 Prozent gegenüber 2,9 Prozent im Mai 2007).

Jenseits solcher tagespolitischer Vorgänge sollten allerdings auch die großen Entwicklungslinien dieser mitteleuropäisch geprägten Region zwischen Karawanken und Adria Beachtung finden. Die Slowenen gelten zu Recht als fleißiges und sparsames Völkchen. Wer heute aus Deutschland kommend ihren Siedlungsraum bereist, wird von einer modernen Infrastruktur, schmucken Städten und Dörfern und zahlreichen neugebauten noblen Privathäusern überrascht. Die slowenische Exportwirtschaft ist innovativ und erfolgreich. Das Land ist, von einer kleineren Bevölkerungsgruppe an Wendeverlierern und wenigen entlegenen strukturschwachen Gegenden abgesehen, alles andere als ärmlich, hat im großen und ganzen wirtschaftlich zu den EU-Altmitgliedern aufgeschlossen, in mancher Hinsicht selbst Deutschland bereits überholt (beispielsweise in bezug auf die Qualität der Fernstraßen). Die geschichtliche Zugehörigkeit zur österreichisch-ungarischen Donaumonarchie hinterließ nicht nur in der Hauptstadt Laibach (Ljubljana) zahllose Spuren, so daß Slowenien dem deutschen Besucher sehr vertraut erscheint.

Jenseits der Tagespolitik

Wer länger in Slowenien weilt, sollte sich zumindest für Plecniks Jugendstilglanz in der Hauptstadt Laibach Zeit nehmen oder auch die kulinarischen Verlockungen studieren – von den verschiedenen Weinanbaugebieten bis zum weit verbreiteten Imkerwesen. Letzteres ist aus deutscher Sicht insofern von Interesse, als ein Großteil des Honigs aus der abgelegenen Gottschee im Süden stammt, einer früheren deutschen Sprachinsel. Eingebettet in schwer zugängliche Wälder lebten hier seit dem Mittelalter vor allem aus Thüringen und Südtirol stammende Kolonisten. Im Jahre 1910 waren es rund 14000. Der Großteil der Volksgruppe ist während des Zweiten Weltkrieges auf Weisung Hitlers ins Großdeutsche Reich umgesiedelt worden, während ihre Heimat durch den Partisanenkrieg zerstört und später durch die neuen jugoslawischen Machthaber verfremdet wurde. Heute leben in der Gottschee nur noch etwa 300 Deutsche, die sich in einem „Altsiedlerverein“ zusammengeschlossen haben.

Weitaus deutlicher sind die deutschen Spuren im einstigen Herzogtum Krain im Norden sowie in der Untersteiermark im Osten auszumachen. Als deutscher Reisender sollte man sich den See von Veldes (Bled) mit der Barockkirche Hl. Maria im See ansehen, desgleichen das pittoreske Städtchen Bischofslack (Skofja Loka), dessen Grundsteine bereits im 10. Jahrhundert von den Freisinger Bischöfen gelegt worden waren, und natürlich die städtebaulichen Perlen Marburg an der Drau (Maribor) und Pettau (Ptuj). An den Landstraßen der Krain stehen „Krompir“ zum Verkauf (Grumbeeren = Kartoffeln) und verweisen auf die starken Einflüsse des Deutschen auf die slowenische Sprache.

Kulturelle und historische Gemeinsamkeiten

Zahlreiche andere kulturelle und historische Gemeinsamkeiten verbinden Deutsche (einschließlich der Österreicher) und Slowenen aufs engste. Dennoch oder wohl gerade deshalb ist das Verhältnis eher problematisch, auch wenn der Verfasser bei einer dreiwöchigen Reise im Sommer 2007 keinerlei Ressentiments zu spüren bekam. Daß die Regierung in Laibach für die bürokratische Herausforderung der EU-Ratspräsidentschaft ganze Heerscharen französischer Berater, jedoch keine deutschen Diplomaten beschäftigte, ist bezeichnend (ebenso, daß die Grande Nation diese Gelegenheit zur eigenen Interessenwahrung mit herbeigeführt hatte).

Ähnlich wie die Tschechen hegen viele Slowenen einen Drang zur Abgrenzung vom großen Nachbarvolk, in das die eigenen Vorfahren beinahe assimiliert worden wären. Insbesondere in der Untersteiermark, also im Raum Marburg und Pettau, haben diese durch den Zweiten Weltkrieg nachhaltig verstärkten Vorbehalte bis heute gravierende politische Folgen. Denn dort liegt das Zentrum der heimatverbliebenen deutschen Minderheit, die als solche durch den slowenischen Staat skandalöserweise noch immer nicht anerkannt wird.

Der Schatten Putins weicht

Von Katyn bis zum Kriegsrecht 1981: Russen sollen sich zu ihrem Sündenregister bekennen

Von WOLF OSCHLIES

Polen hassen Russen, Russen verachten Polen. Wer die osteuropäische Geschichte auf diesen einfachen Nenner bringt, sah sich Mitte Juni bestätigt. In Warschau trat die „Polnisch-Russische Kommission für schwierige Angelegenheiten“ zusammen, um ihrem Namen gerecht zu werden. Die von dem Polen Adam Rotfeld und dem Russen Anatoli Torkunow paritätisch geleitete Kommission von Historikern befaßt sich nicht mit Fakten, vielmehr „mit der Beseitigung von Problemen, die normale Beziehungen zwischen unseren Ländern blokkieren, gelegentlich paralysieren“. So formulierte es Rotfeld, der als Ex-Außenminister Polens einen diplomatischen Ton bevorzugt.

Andere wurden deutlicher: Der Krakauer Historiker Andrzej Nowak empfand die russischen Arbeitspapiere als „propagandistische Manipulation“, die Polen „provozieren“ und „international

Rußland kontert sofort mit Vorwürfen

kompromittieren“ sollten. Sein Warschauer Fachkollege Andrzej Kunert sprach gar von russischer „Geschichtsfälschung ohne einen Funken Wahrheit“.

Die polnische Seite erwartete, daß die Russen ihr Sündenregister gegenüber Polen wenigstens ansprächen: Den Hitler-Stalin-Pakt von 1939 und die ihm folgende sowjetische Aggression Polens; die Ermordung Tausender polnischer Kriegsgefangener im Frühjahr 1940 in Katyn und in anderen, in der Ukraine gelegenen Orten; die Passivität der Roten Armee, die im August 1944 am anderen Weichselufer tatenlos zusah, wie deutsche Truppen den Warschauer Aufstand niedermachten; die sowjetische Rolle beim „Kriegszustand“ in Polen 1981.

Auf all das wollten die Russen nicht eingehen, vielmehr präsentierten sie am 13. Juni ein Gegenregister von 14 polnischen „Untaten“: Polen habe im Krieg gegen die Bolschewiken 1920 „Kriegsverbrechen“ an russischen Gefangenen verübt, 1938 durch die Annexion tschechoslowakischen Gebiets den Zweiten Weltkrieg „ausgelöst“, diesen durch verweigerte Zusammenarbeit der Londoner Exilregierung mit Stalin um Jahre „verlängert“ und weitere „Geschichtslügen, die suggerieren, daß zu Zeiten Lenins und Stalins nicht die Polen Opfer der Sowjets waren, sondern umgekehrt“, wie die Tageszeitung „Dziennik“ zornlodernd rügte.

Der Start des Kommissionstreffens hätte schlechter nicht sein können, aber die polnischen Wutausbrüche hatten ihr Gutes. Der russische Ko-Präside Torkunow räumte vor der polnischen Presse, die er um „Unterstützung“ der Kommission bat, erfrischend offen ein, daß seine Historiker noch unter zu vielen ideologischen Beschränkungen litten, wie sich gerade an der Beurteilung von russisch-polnischer Vergangenheit zeige.

Damit sagte Torkunow den Polen nichts Neues, die dann wenigstens das neue Arbeitsklima der Kommission lobten: „kein weiteres Bürokratentreffen“, „originelle Gedanken“, Einfühlung in „schmerzliche Probleme, an denen in den polnisch-russischen Beziehungen kein Mangel herrscht“, „guter Wille und gegenseitiges Vertrauen“. Diesem Lob schlossen sich auch Premier Donald Tusk und Außenminister Radoslaw Sikorski an, so daß die Tagung einen versöhnlichen Abschluß samt optimistischem Ausblick aufs nächste Treffen in Moskau im Herbst fand.



Ein Bild geht um die Welt: General Jaruzelski seiner Rede zur Nation, als er auf Druck der Russen das Kriegsrecht am 13. Dezember 1981 ausrief. Foto: Eastway

Die Polen vertrauen darauf, daß der bestimmende Einfluß des Geschichtsignoranten Wladimir Putin langsam schwindet und man endlich offen mit einander reden kann. Putin, für den „der Zerfall der Sowjetunion das größte Unglück des 20. Jahrhunderts“ war, hatte die russischen Historiker aufgefordert, den Russen keinerlei historische „Schuldgefühle“ zu suggerieren. Natürlich habe es auch in der Sowjetunion Untaten gegeben, aber die seien weniger als anderswo gewesen und hätten allein Russen betroffen – gegenüber fremden Völkern habe man sich nie versündigt.

Und was war mit der Aggression Polens, der Okkupation der Baltenstaaten, den Morden von Katyn und ungezählten sowjetischen Verbrechen mehr? So fragten Polen seit Jahren nur noch rhetorisch und dokumentierten die historiographischen und interpretatorischen Rückschritte, die unter Putin eintraten. Dieser ist damit weit hinter seine Vorgänger zurückgefallen. Bereits 1987/88 hatte Gorbatschow den Polen nach langen Verhandlungen zugesagt, gemeinsame Forschungen zu weißen Flecken im bilateralen Verhältnis zu starten und dabei den „Fall Katyn“ ins Zentrum zu rücken. Im Sommer 1993 war Boris Jelzin zu Besuch in Polen, wo er öffentlich russische Schuld eingestand, sich für Verbrechen entschuldigte und einen Pakken Dokumente überreichte.

Unter Putin wurde das alles zurückgedreht – bis zurück zu Geschichtsklitterungen, die Russen bereits vor 60 Jahren beim Nürnberger Prozeß vorbrachten: Russische Verbrechen 1940 im ukrainischen Katyn habe es nie gegeben, nur deutsche 1943 im weißrussischen Chatyn. Und die Polen sollten auch schön ruhig sein, sie hätten seit 1920, als sie „80 000 Rotarmisten ermordeten“, genug Dreck am Stecken. Für alle Fälle ließ Putin die Archive schließen und schickte Sergej Karaganow vor. Der erklärte noch im Mai in Posen den russischen Standpunkt: „Wir Russen werden uns nie für Katyn offiziell entschuldigen, denn ihr Polen seid doch nur auf Entschädigungen aus.“ So etwas schuf natürlich böses Blut: 2007 hatte Andrzej Wajdas Monumentalfilm „Katyn“ ganz Polen aufgewühlt, und jetzt übt die von Andrzej Sariusz-Skapski geführte „Föderation der Katyn-Familien“ Druck auf die Regierung aus, von Rußland „moralische Satisfaktion“ zu fordern.

Die „Polnisch-Russische Kommission für schwierige Angelegenheiten“ ist, bei all ihrer noch bestehenden Unzulänglichkeit,

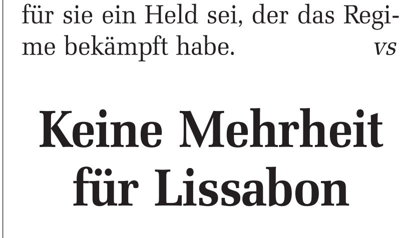
Erste Anzeichen für eine Verbesserung

die erste Schwalbe kommender Verbesserungen. Sie wurde 2002 ins Leben gerufen, hat aber die letzten Putin-Jahre über nicht gelebt. Erst im Dezember 2007 hatten die Außenminister beider Länder, Sikorski und Lawrow, sie wiederbelebt. Das jüngste Treffen war „atmosphärisch“ wohl ein Erfolg: Die Russen haben wohl begriffen, daß Polen keine „Geiseln“ ihrer Geschichte sind, aber doch die historische Wahrheit zum Fundament aktueller Politik machen könnten. Das ist ein historischer Standpunkt, den russische Wissenschaftler wie der Moskauer Politologe Michail Narinski auch für die eigene Seite akzeptieren können: „Das polnische Volk wurde Opfer eines totalitären Regimes und hat kein Verständnis für eine Rechtfertigung der Verbrechen des Stalinismus. Auch Russen wurden Opfer des Stalinismus und man kann nicht das damalige System mit dem heutigen Rußland identifizieren und diesem die Schuld daran aufhalsen.“

MELDUNGEN

Trotz allem für Walesa

Warschau – Die Polen stehen zu Lech Walesa, auch wenn sie von seiner Unschuld alles andere als überzeugt sind. Dem früheren Anführer der Arbeiterbewegung Solidarnosc und späteren Staatspräsidenten trauen nach einer Meinungsumfrage 70 Prozent der Bürger zu, ein inoffizieller Mitarbeiter des kommunistischen Geheimdienstes gewesen zu sein. Seit Tagen wird in Polen heftig darum gestritten, was Walesa unter dem Decknamen „Bolek“ getan haben könnte. Die Umfrage, die von der Tageszeitung „Dziennik“ in Auftrag gegeben worden war, bringt aber eine Überraschung: Selbst wenn Lech Walesa in den 70er Jahren für die Geheimpolizei gearbeitet haben sollte, ändert das für die meisten Polen nichts an der Wertschätzung. 60 Prozent betonen, daß er für sie ein Held sei, der das Regime bekämpft habe. *vs*



Keine Mehrheit für Lissabon

Straßburg – Auch in Deutschland würde es bei einer Volksbefragung keine Mehrheit für den Lissabonner Vertrag zur Reform der Europäischen Union geben. Davon geht jedenfalls der Präsident des Europäischen Parlaments in Straßburg, Hans-Gert Pöttering, aus. In einem Interview der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ bekannte er, die Politiker in Deutschland hätten nur ungenügend für die EU-Reform geworben. „Das bisherige Verständnis von Europa-Politik ist überkommen, wir müssen neu an die Sache herangehen“, sagte Pöttering der Zeitung weiter.

Kaczynski ohne Rückhalt

Warschau – Staatspräsident Lech Kaczynski hat kaum noch Rückhalt in der Bevölkerung seines Landes. Nach einer Umfrage, die die Zeitung „Rzeczpospolita“ veröffentlichte, sind 73 Prozent der Polen der Ansicht, daß er 2010 nicht erneut zur Wahl als Staatsoberhaupt antreten solle. Offenbar plant der polnische Regierungschef Donald Tusk, in zwei Jahren gegen Kaczynski anzutreten. Das wäre eine Neuauflage, denn 2005 war Tusk seinem Widersacher im zweiten Wahlgang unterlegen. Eine Entscheidung über die Kandidatur ist allerdings noch nicht gefallen. *vs*

Türken mit Juden verglichen

Essen – Der Direktor des Zentrums für Türkeistudien in Essen, Faruk Sen, hat die Situation der heute in Europa lebenden Türken mit der Judenverfolgung in der Zeit des Nationalsozialismus verglichen. In der türkischen Zeitung „Referans“ schreibt Sen, daß die seit 47 Jahren in Mittel- und Westeuropa beheimateten Türken, „wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß und unterschiedlichen Erscheinungsformen – wie Judendiskriminiert und ausgeschlossen“ würden. An anderer Stelle heißt es über die Auslandstürken: „Sie wurden die neuen Juden Europas.“ In einer am Dienstag veröffentlichetn Erklärung bedauerte Sen seine Wortwahl. Er hätte mit seinem Artikel ein Zeichen gegen Antisemitismus in der Türkei setzen wollen.

Diskrete Treffen in Warschau

SPD umwirbt die Postkommunisten – Die reine Freude an der Kandidatur Gesine Schwans

Von JOACHIM G. GÖRLICH

Über ein diskret abgewikkeltes Treffen in Warschau von SPD-Chef Kurt Beck und dem Vorsitzenden der Sozialisten-Fraktion im EU-Parlament, Martin Schulz (SPD), mit den Chefs des polnischen postkommunistischen „Bündnis der Demokratischen Linken“ (SLD), Wojciech Olejniczak, und dem Chef der Bruderpartei SdPL, Marek Borowski, berichtete jetzt das Dortmunder Polenmagazin „Samozycie“ („Selbst das Leben“). Demnach fanden in Warschau zwischen den drei Parteien „zahlreiche Konferenzen und Geheimgespräche“ statt, und es wurde außerdem eine „enge Routinezusammenarbeit zwischen den Deutschen und den roten Polen“ angekündigt.“

Die deutschen Sozialdemokraten wollen bei der „Reaktivierung ... mit Rat und Tat behilflich sein“, auch bei der „Wiedervereinigung“ der beiden polnisch-postkommunistischen Parteien .

Denn sonst – so schrieb das Magazin „Samozycie“ weiter – könnte die sozialistische Mehrheit im Straßburger EU-Parlament schwinden. Zumindest vorerst noch tendieren Polens postkommunistische EU-Abgeordnete zu den Sozialisten.

Wenn aber Beck und Schulz darauf spekulierten, daß Polen demnächst wieder links wählen würde, so ist dies ein Irrtum. Polens Postkommunisten brauchen Geld und keine Ratschläge. Führungserfahrungen, die die Deutschen vermitteln möchten, besitzen die Polen selbst (immerhin regierten sie ja jahrzehntelang). Ein polnischer Postkommunistenfunktionär meinte offen: „Die SPD-Genossen würden uns am besten mit einer Finanzspritze helfen.“

Es sei erinnert, daß seinerzeit die SPD das postkommunistische Bündnis SLD in die Sozialistische Internationale holte und salonfähig machte. Polenbeauftragte der Bundesregierung ist die SPD-Bundespräsidentenkandidatin Gesine Schwan, die ein enges Verhältnis zu Polens Postkommunisten pflegt und zu deren Medien (ein Großteil der führenden Printmedien Polens befindet sich in postkommunistischer Hand) hat.

Dazu: Seit der Herrschaft von Rot-Grün in Berlin sind alle diplomatischen Posten in Polen und in allen deutsch-polnischen Einrichtungen mit SPD-Genossen besetzt. Ebenso hat die SPD Einfluß auf die Führung der deutschen Minderheit und deren Organ „Schlesisches Wochenblatt“ in Oppeln.

Daß Polens Postkommunisten die Präsidentschaftskandidatu–r Schwans begrüßen, versteht sich von selbst. Partiell ist das auch beim bürgerlichen Lager aus strategischen Motiven der Fall: Gesine Schwan hat durch zahlreiche Publikationen und Reden gegen die deutschen Vertriebenen Punkte in Polen gesammelt. Allerdings halten zahlreiche antikommunistische Polen die Universität Viadrina für einseitig politisch definiert und die Chefin für eine fanatische Sozialistin.

Die Professorin läßt sich gern nachsagen, daß sie perfekt polnisch spreche; dies löst bei unbefangenen Kennern dieser slawischen Sprache, etwa bei deutschen Spätaussiedlern, allenfalls ein Schmunzeln aus.

»Moment mal!«



Die SPD und der »Spiegel«

Von Klaus Rainer Röhl

Dieser Tage ging eine Meldung durch die Nachrichten-Agenturen, hinter der Absetzung Stefan Austs als Chefredakteur des „Spiegel" stecke die SPD. Damit solle das Magazin, das unter Aust nicht nur allen Unsinn der 68er, von der Haschischverharmlosung bis zum radikalen Feminismus („Gender-Mainstreaming"), von der Gentechnik-Hysterie bis zum Bio-Wahn durch kritische Berichterstattung demontiert und lächerlich gemacht, vor allem aber die SPD vor der letzten Bundestagswahl schonungslos angegriffen hatte, wieder auf „linken Kurs" gebracht werden. Aust selber hätte, so hieß es in einem Interview in der kleinen, aber feinen Monatszeitschrift „Cicero" die SPD beschuldigt.

Der Verlag von „Cicero" brachte diese Meldung einen Tag vor dem Erscheinen des teuren, aber anzeigenarmen Glanzpapier-Heftes in die Agenturen, die diese sensationelle Meldung auch übernahmen. Für eine Stunde mußte die Öffentlichkeit glauben, die Sozialdemokratische Partei Deutschlands habe den Chef des größten deutschen Nachrichtenmagazins im letzten Jahr hinterrücks aus dem Sessel gekippt. Donnerwetter, dachten wir, das hätten wir der guten alten, verschlafenen Tante SPD gar nicht zugetraut.

Stimmte ja auch nicht. Die Meldung blieb nicht lange in den Agenturen, weil Aust nach einer Stunde schon dementiert hatte, die SPD beschuldigt zu haben.

Dabei stimmte an der Meldung fast alles

Dabei stimmte an der Meldung fast alles: Aust hatte die SPD, ganz in der Tradition des Blatt-Gründers Augstein, mehr als kritisch durchleuchtet, vor allem aber die Gründerväter der rot-grünen Koalition, die 68er, als das entlarvt, was sie nun einmal waren, im großen und ganzen Scharlatane und Traumtänzer. Vor allem hatte er die Speerspitze der 68er, die Todesschwadronen der RAF, und ihre viel gefährlicheren Todesschwadroneure, die Sympathisanten, Verharmloser und Versteher des Terrors durch seine gut recherchierten Titelgeschichten schonungslos enttarnt. Der Mord auf deutschen Straßen wurde im „Spiegel" nicht mehr durch einen moralischen Überbau beschönigt.

Dieses danken ihm bis heute alle, auch die Leser des „Spiegel", nur eine kleine linke Minderheit in Deutschland nahm es ihm übel: Die Redakteure des „Spiegel", organisiert in der sogenannten Mitarbeiter KG. Und die stellten sich mehrheitlich gegen ihren Chef. Auch das wäre sicher keine Agenturmeldung wert gewesen, solange Rudolf Augstein noch lebte und seinen Chefredakteur Aust hätte schützen können. Unglücklicherweise aber hatte Augstein, einer Schnapsidee des Zeitgeistes von 68 folgend, seinen Redakteuren schon vor einem frühen Zeitpunkt fast die Hälfte seines Verlages geschenkt, die über die Mitarbeiter KG jetzt über die Mehrheit des Verlages verfügen. Von diesen Mitarbeitern gehören viele zu der kleinen, aber hartnäckigen Gruppe von Menschen, die aus Denkfaulheit und Gewohnheit im Gegensatz zur Mehrheit der Bevölkerung immer noch links stehen. Traditionell sozialdemokratisch links oder Willy-Brandt-links oder grün-links oder knallrot Gysi-links.

Keineswegs alle Mitglieder der Mitarbeiter-KG denken so, die meisten freuen sich darüber, daß sie am Ende des Jahres außer ihren recht ordentlichen Gehältern noch eine Extra-Ausschüttung als Mitinhaber bekommen, Tantieme genannt. Doch die aktiven unter ihnen, und das sind keineswegs immer die besten Journalisten, beeinflussen die KG und damit den Verlag und seine Personalpolitik nach Vorstellungen und Vorurteilen, die letzten Endes auf 68 zurückgehen. Stichwort Gegenöffentlichkeit.

„Gegen" war eines ihrer Lieblingswörter der damaligen Rebellen, und wenn sie nicht gestorben waren wie Rudi Dutschke und Ulrike Meinhof, saßen sie ab 1998 in der rot-grünen Regierung und sitzen heute noch als SPD-Mitglieder in der Großen Koalition oder im Parteivorstand. Jetzt brauchen sie keine Gegenöffentlichkeit mehr – und jetzt fürchten sie sie.

Denn der Kampf geht weiter. Die nächste Bundestagswahl steht vor der Tür, Bayern ist der Auftakt. Die Bundestagswahl im Herbst 2009 wird eine neue Etappe in einem Kampf, den eine entschlossene Minderheit gegen die Mehrheit der Bevölkerung führen wird. Kein deutscher Wähler wird freiwillig die rot-rote Front von SPD und Anhängern von Honneckers SED wählen. Da könnte der „Spiegel" helfen.

Doch die SPD mußte keinen Agenten schicken, um Stefan Aust auszuschalten, das taten die Mitarbeiter auch ohne Anleitung. Sie nehmen Aust noch heute seine Parteinahme gegen Schröder vor der letzten Wahl übel. Höhepunkt der Wahlkampfschlacht war ein Schröder-Foto auf der Titelseite mit der Unterschrift



Stefan Aust: Der SPD ein Dorn im Auge? Foto: ddp

„Schröders letzter Freund". SPD-Wahlhelfer Günter Grass schimpfte damals, die „Spiegel"-Berichterstattung sei „auf Vernichtung angesetzt" gewesen. Doch den Linken in der Redaktion war Stefan Aust seit langem im Wege. Warum nahmen sie je an, Aust sei einer der Ihren: „Ich habe meine politischen Positionen nicht wesentlich geändert" sagt Aust. „Ich war nicht (1964-1967) bei konkret, weil ich besonders links war. Als Adenauer gestorben ist, sagte Ulrike Meinhof: ‚Jetzt ist ja dein Vorbild tot!'".

Ich, sein damaliger Chef, kann das bestätigen: Stefan Aust war nie links. Er war ein junger, hochbegabter und also ein neugieriger Journalist. Zu meiner Zeit verkehrte er zwar beruflich mit lauter Linken oder sogar Ultralinken, blieb aber davon nachweislich unberührt.

Auch als die Radikalen begannen, über den „bewaffneten Kampf" zu diskutieren. Sein besonderes Interesse galt der aufkommenden terroristischen Szene, lange, bevor die Diskussionen über die Stadtguerilla in Berlin begannen. Schon 1965 hatten wir Kontakt zu einer in Italien lebenden Kommune, die Waffenübungen abhielt und den Kauf von Waffen durch Titelbilder in konkret zu finanzieren hoffte, 1965 druckten wir ein Titelbild von Mascha Raben. Sie und ihr Bruder Peer Raben lebten in einer Kommune, in der auch noch andere Deutsche wohnten, und sie waren meines Wissens die ersten Deutschen, die den Einsatz von Waffen erprobten. In Sizilien, wie sie uns wissen ließen. Wir hörten nie mehr etwas von ihnen, umso mehr hörte man von Peer Raben, der später fast alle Filmmusiken zu den Filmen von Faßbinder komponiert hat. Unverwechselbar, nach drei Takten.

Nicht politisch, nicht links, nur langweilig

Aust entwickelte an den Terroristen um Ulrike Meinhof, seiner früheren Kollegin, von Anfang an ein besonderes Interesse. Er wurde geradezu ein Spezialist für die RAF und krönte diese Recherchen durch sein schon 1983 erschienenes Buch „Der Baader Meinhof Komplex".

Das Buch kommt in diesem Herbst in einer stark erweiterten Fassung wieder heraus und dessen gleichnamige Verfilmung durch Bernd Eichinger wird ebenfalls im Herbst 2008 in deutschen Kinos anlaufen. Die Spezialisierung auf die RAF hat Aust in linken Kreisen möglicherweise den Ruf eingebracht, auch besondere – oder überhaupt – Sympathien für die Terroristen zu hegen. Wer ihn kennt, weiß, daß das Gegenteil der Fall ist. Er hat zu einer ihrer ersten Niederlagen beigetragen.

So wurde Chefredakteur Aust allen Linken und linksdrehenden Journalisten im „Spiegel" ein immer größeres Ärgernis.

Doch erst 13 Jahre nach Augsteins Tod konnten sie den Absetzungsplan verwirklichen. Augstein selber hatte die Voraussetzung dafür geschaffen. Nach seinem Tod sahen seine leiblichen Erben sich entmachtet, die mit 24,0 Prozent nicht einmal mehr das Mitspracherecht eines Inhabers der GmbH ausüben können, 25,5 Prozent gehören, noch aus früheren Zeiten, dem Verlag Gruner & Jahr. Die Mitarbeiter-KG aber hält nun die alles entscheidenden 50,5 Prozent des Verlages und konnte ihren erfolgreichen Chefredakteur in den Ruhestand schicken, als die Stimmung dafür reif war.

Das war schwierig, denn unter Aust hatte der Verlag erfolgreich den Schock der „Focus"-Gründung überwunden und seine Stellung an der Spitze gegen die starke Konkurrenz von „Focus" und „Stern" solide behauptet. Zahlreiche glanzvolle Titel haben dem Blatt in der Ära Aust immer zu neuer Beachtung und mehr Ansehen verholfen. Die Absetzung des erfolgreichen Chefs war also lange auch unter den Mitarbeitern nicht unumstritten.

Der Hauptvorwurf gegen Stefan Aust war, der „Spiegel" sei unpolitisch geworden. Auf gut deutsch hieß das: Das Magazin war nicht mehr, wie eine Zeitlang unter Augstein, parteiisch im Sinne einer diffusen Sympathie für die 68er „Errungenschaften" und ihre Vorkämpfer.

Was ist nun heute, ein halbes Jahr nach dem folgenreichsten Königsmord in der neueren Mediengeschichte aus dem „Spiegel" geworden? Ist er nach links gerückt, wie die taz bei der Absetzung Austs in einer Titelzeile jubelte? Nicht einmal das. Er ist nur langweilig geworden. Es geht, bei einem so großen, so gut eingespielten Unternehmen, nicht so schnell bergab, aber es geht mit dem neuen Team und dem neuen Geist mit Sicherheit nie mehr bergauf.

Aust macht aus seinem Entsetzen kein Hehl: Er habe, sagt er dem „Cicero"-Reporter, in den Wochen, seit seine Absetzung bekannt wurde, viel über die Deformierbarkeit der menschlichen Seele dazu gelernt: „Wie Leute, mit denen ich gut zusammengearbeitet hatte, von heute auf morgen illoyal wurden, wie sie sich andern vor die Füße warfen, oder wie sie sich duckten, um in Demut einen neuen Machthaber zu erwarten. Das ist schon eine interessante Erfahrung".

Wenn schon die SPD den Sturz von Stefan Aust nicht zu verantworten hat, ist ihr dennoch durch sein Ausscheiden geholfen? Ist ihr durch einen veränderten, wieder parteiischen „Spiegel" zu helfen? Ist ihr überhaupt zu helfen? 20 Prozent für Beck, 25 für die SPD. neun Prozent für Gysi und Lafontaine. Der Trend ist gegen neue linke Experimente. Beck, Nahles und Lafontaine ergeben keine Mehrheit mehr.

Da hilft auch ein blinder, spiegelverkehrt die Wirklichkeit wiedergebender „Spiegel" nicht.

Abdankung machte ihren Traum zunichte

Berühmte Liebespaare: Edward VIII. von England und Wallis Simpson

Von E. Knorr-Anders

Als am Abend des 10. Dezember 1936 die Stimme Edwards VIII. im Radio ertönte, hätte man in den Wohnungen Englands einen Staubflocken zu Boden gleiten hören können. Edward verkündete: „Vor wenigen Stunden habe ich meinen Pflichten als König und Kaiser (von Indien) entsagt. Sie alle kennen die Gründe, die mich zum Thronverzicht veranlaßt haben. Bitte glauben Sie mir, daß es mir unmöglich ist, die schwere Last der Verantwortung und der königlichen Pflichten ohne die Hilfe und Unterstützung der Frau zu tragen, die ich liebe.“

Blank entsetzt hörte auch Wallis Simpson die Meldung. „Dieser Idiot“, zischte sie. Da Porzellan-Nippes in greifbarer Nähe stand, schmetterte sie tändelnde Rokoko-Pärchen, grinsende Gnome an die Wand. Ihr Wutausbruch hatte Gründe. Mit ihrem, durch langjährige Erfahrung geschärften Realitätssinn sah sie die Zukunft voraus. Edward würde ins Exil abgeschoben werden, zwar standesgemäß versorgt, wie es dem zukünftigen „Herzog von Windsor“ gebührte. „Prinz von Wales“

Beliebter Nichtstuer des Imperiums

durfte er sich nicht mehr nennen. Vom Hofleben ausgeschlossen, blieb ihm und Wallis nur übrig, sich als Stars der „fidelen High Society“ zu produzieren.

Eine Weile würden die Schmonzettenblätter von ihnen berichten. Und dann? Der Rest war ihrem Zusammenleben vorbehalten, also dem, was sie sich ihrer kunstvoll gestrickten Liebeslegende schuldig glaubten.

Während Wallis auf die Nippesscherben starrte, wurde ihr bewußt, daß sie einen Traum aufgab. Was ihr blieb, war ein Mann von schmächtigem Wuchs, der als „prince charming“ beliebteste Nichtstuer des Imperiums, der sich blindlings in sie vernarrt hatte. „Durchhalten“ redete Wallis sich zu. Ihre Vergangenheit prädestinierte sie hierfür.

Sie wurde 1895 in Baltimore (Maryland) unehelich geboren. Zwar heiratete der Vater die in der Familie unerwünschte Näherin, doch Spott verfolgte Wallis bis ins Erwachsenenalter. Nach dem frühen Tod des Vaters wuchs sie bei der reichen Großmutter auf und lernte, daß Geld Ansehen verschafft. „Man kann nie reich genug sein“ lautete ihr Lebensmotto. Zweimal heiratete sie zielsicher einen Millionär und ließ sich scheiden, wenn die Aussicht auf vermehrten Reichtum und dem unentwegt angestrebten gesellschaftlichen Glanz lockte. Diese herzerquickende Voraussetzung erfüllte der Junggeselle Edward, künftiger König. Heiraten wollte sie ihn nicht. Nüchternen Sinnes kalkulierte sie die britische Königshierarchie ein, die eine solche „Absurdität“ zu damaliger Zeit verbot. Aber – und das war ihr Traum gewesen – sie wollte die anerkannte, „geheim wirkende Regentin“ eines Schwächlings in seinem Imperium sein. Edwards Abdankung machte den Traum zunichte. Weiteres Edelporzellan klirrte.

Kennengelernt hatten sie sich 1932; sie war 37, er 38 Jahre alt. Auf einer illustren Party bat Wallis ihre Freundin Thelma Vanderbilt, sie dem Prinzen vorzustellen. Thelma ahnte, worauf Wallis abzielte. Sekundenlang stand Edward wortlos der Frau gegenüber, deren magersüchtiger Körper, das Knochengefüge, von den Kleidern zusammengehalten schien. Ihr rätselvolles, fledermausartiges Gesicht ließ ihn in wohlbekannter Art erschauern.



Ein Paar im Rampenlicht: Der Herzog und die Herzogin von Windsor Foto: peopleimage

Einem als Frau kostümierten Mann glich sie. Bisexuelle Neigungen wurden Edward nachgesagt, das war durchaus nicht ungewöhnlich. In Wallis witterte er die adäquate Geschlechtspartnerin. Darin irrte er nicht. Sie konnte, aus eigener Geneigtheit und Erfahrung mit mannigfachen Varianten aufwarten. Beide fühlten sich eines übereinstimmenden Komplizentums sicher.

Sie sahen sich nun häufig, bald täglich. Wallis und ihr Mann Ernest Simpson wurden Tafelgäste Edwards. Simpson, perfekter Gentleman, spielte seinen Part als wissender, verständnisvoller Ehemann bravourös. Das entsprach traditioneller höfischer Gepflogenheit und schmeichelte auch. Welcher Mann hat schon eine Frau, die von einem Thronfolger geliebt wird?

Nach seiner Inthronisierung am 20. Januar 1936 bestand Edward auf Wallis' Scheidung. Stillschweigend nahm Simpson es zur Kenntnis, vielleicht fühlte er sich veranlaßt, dem Himmel zu danken. Edward ließ in der amerikanischen Presse verkünden, daß er Wallis heiraten und sie Englands Königin sein würde.

Er hatte die Rechnung ohne die Königsfamilie und die britische Regierung gemacht. Allen Ernstes hatte Edward geglaubt, daß ihm als König Eigenmächtigkeit zustand, daß die Briten ihm widerspruchslos zujubeln würden, egal was er tat. Dem war nicht so. Die Eheschließung wurde verweigert.

Doch nicht nur das! Zu Edwards basser Verwunderung fiel der Beliebtheitsgrad des einstigen „prince charming“ mit der Schnelligkeit des Thermometer-Quecksilbers bei Kälteeinbruch.

Edwards Prahlsucht, erpresserische Steuereinziehungen bei den gebeutelten Niedriglohn-Empfängern verursachten Volkshorror.

Gleiches galt für Wallis, die als nunmehrige „geheime Regentin“ der Dienerschaft das Gehalt kürzte und Ältere und Kranke hinauskomplimentierte.

Die Abdankung Edwards erwies sich als Glücksfall für England. Er und Wallis gingen nach Frankreich ins Exil, praßten in mondänen Badeorten der Riviera, ließen sich eine Weile vom Jet-Set bewundern und wurden auch diesem Kreis uninteressant.

Sie gaben nicht auf. Ohne öffentliches Brimborium konnten sie nicht leben. Dazu bot sich spektakuläre Gelegenheit.

Schon ab 1933 kursierten Gerüchte, daß beide als insgeheime Anhänger dem deutschen Nationalsozialismus unter Hitler und dem italienischen Faschismus unter Mussolini nahestanden.

Leichtfertige Äußerungen erregten den Verdacht, daß die extremen Rechten Europas von Englands „King“ und Wallis unterstützt wurden.

Der britischen Regierung galten die beiden folgerichtig nicht als vertrauenswürdig. Der Biograph Charles Higham berichtete, daß Edwards Briefwechsel kontrolliert wurde. Ihm überlassene, fin-

Sein Briefwechsel wurde überwacht

gierte, als „geheim“ eingestufte Staatspapiere fanden sich in der Kurierpost des deutschen Botschafters Joachim von Ribbentrop.

Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs spannen Edward und Wallis Pläne, mit Hilfe Hitlers und Mussolinis Englands Thron zurückzuerobern. Selbst eine nationalsozialistische Republik soll Edward in Erwägung gezogen haben, deren Präsident er sein würde.

Es reichte den Briten. Um das Paar loszuwerden, ernannte man Edward zum Gouverneur der fernen Bahamas, ein Titel, der die Geltungssucht zwar nicht befriedigte, aber das Luxusleben genießbar machte.

Mit dem Kriegsende 1945 erloschen alle Phantasmagorien von Glanz und Ruhm. 33 Jahre verbrachten beide im Exil.

Hatten sie sich geliebt? Daß Edward Wallis liebte, stand für enge Vertraute außer Zweifel. Ob sie ihn liebte, wußte nur sie allein.

Edward starb 1971 an Krebs; Wallis 15 Jahre später, von ihrem Dasein verbittert und verbiestert. Der Nachwelt erhalten blieb von beiden nur eine ungute Erinnerung.

Zwei Dichter am Strand

Novellen von Eduard v. Keyserling und Siegfried Lenz als Reiselektüre

Von Helga Steinberg

Eine der schwierigsten Entscheidungen bei Ferienbeginn ist zweifellos die, welche Urlaubslektüre mitzunehmen ist. Krimis? Sachbücher, die man schon lange lesen wollte? Oder Liebesgeschichten? Die Chronistin entschied sich für letztere, und zwar für solche aus der Abteilung „höhere Literatur“.

Die Novelle „Harmonie“ (Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt am Main, mit einem Essay „Über die Liebe“, Illustrationen von Karl Walser, 122 Seiten, geb., 10,80 Euro) von Eduard von Keyserling (1855–1918) wartete schon länger auf die Lektüre. Vor bald 100 Jahren hatte der baltische Schriftsteller sie zu Papier gebracht. Keyserling, der immer wieder den angehenden Untergang des baltischen Adels beschrieben hat, erzählt darin die Geschichte des Felix von Bassenow, der nach ausgedehnten Reisen nach Hause zurückkehrt und auf einen Neubeginn mit seiner jungen Frau Annemarie hofft. Die aber hat sich ein eigenes Leben eingerichtet, in dem Felix keinen Platz mehr zu haben scheint. „Die Hauptsache ist, daß ich mir wie – beseite geschoben vorkomme – wie – wie abgesetzt. Ich gehöre einfach nicht mehr dazu.“ Felix kämpft um seine Liebe, wenn auch auf seine Weise. „Er hatte Lust, einmal in dieses hübsche, glatte Leben einen Ton hineinzurufen, der sie alle aufhorchen machte.“ Schließlich aber ist es Annemarie, die aufhorchen läßt. Sie macht einen letzten unwiederbringlichen Schritt ...

Mit klarer. klingender Sprache entführt Keyserling seine Leser in eine untergegangene Welt. Nicht zu Unrecht gilt er als der bedeutendste Vertreter des literarischen Impressionismus. Heute leider viel zu wenig gelesen.

Knapp 100 Jahre später legte einer der bedeutendsten Schriftsteller der Gegenwart eine Liebesgeschichte vor, die zu seinen schönsten gehört. In „Schweigeminute“ (Hoffmann und Campe, Hamburg, 127 Seiten, Leinen, 15,95 Euro) erzählt Siegfried Lenz, geboren 1926 im ostpreußischen Lyck, die Geschichte des Primaners Christian und der Lehrerin Stella Petersen. Gleich zu Anfang erfährt der Leser, daß diese Liebe tragisch endet. Stella kommt bei einem Bootsunfall ums Leben. Unaufgeregt und behutsam läßt Lenz den Schüler noch einmal die Sommertage Revue passieren, die das Leben des Jungen veränderten. Entstanden ist eine wunderschöne Liebesgeschichte, poetisch, traurig und voller Atmosphäre.



Inspirationen

Marie-Luise Blersch-Salden stellt in ihrer Heimat aus

Von Silke Osman

Meisterhaft gelingt es der Künstlerin, die Maserung des Druckstocks in ihre Komposition mit einzubeziehen. So entstehen zum Beispiel Landschaften, die keineswegs ein reines Abbild der Natur sind. Ihre Farbholzschnitte hat Marie-Luise Blersch-Salden mit verschiedenen Farben eigenhändig auf einem einzigen Druckstock eingewalzt und zarte, fast filigran wirkende Blätter geschaffen.

Ihre Themen sind vielfältig, manchmal dramatisch wie die erste Begegnung mit der Heimatstadt Elbing nach dem Krieg (1977), manchmal auch lyrisch wie eine Folge nach Goethezitaten. Nachhaltig beeinflußt wurde Marie-Luise Blersch-Salden auch durch ihre zahlreichen Auslandsaufenthalte. So besuchte sie mehrfach Japan und Australien, wo sie der Kunst der Aborigines begegnete, und hatte 1998 eine Gastprofessur am Forschungsinstitut der Staatlichen Kunstakademie Kanazawa in Japan inne. Gern gibt sie ihr Wissen auch an andere weiter, etwa bei Kursen des Kölner Käthe-Kollwitz-Museums.

Marie-Luise Blersch-Salden: Mädchen und Schüssel (Holzschnitt) Foto: Archiv

Wie reichhaltig das Schaffen der 1939 in Elbing geborenen Künstlerin ist, davon kann man sich immer wieder auf Ausstellungen im Ausland und in der Bundesrepublik Deutschland überzeugen.

Bis zum 27. Juli nun sind Farbholzschnitte, Zeichnungen und Papier-Schöpfungen von Marie-Luise Blersch-Salden im Centrum Sztuki Galerie EL in ihrer Vaterstadt zu sehen. Die Ausstellung unter dem Titel „Inspirationen“ zeigt Arbeiten aus den Jahren 1970 bis heute. Die Galerie befindet sich übrigens in der ehemaligen St. Marienkirche (erbaut ab 1246), in der Marie-Luise Salden 1939 getauft wurde.

Im Anschluß wird die Ausstellung vom 8. August bis zum 5. September in den Räumen des alten Gutes Krockow, Kreis Putzig, zu sehen sein, der 1999 eröffneten Außenstelle des Westpreußischen Landesmuseums in Polen.

Das Tüpfelchen auf dem »I« war orange

Sie war klein und zart und hatte ein richtiges Puppengesicht. Aus ihren großen, dunklen Augen blitzte allerdings der Schalk. Ihre weiße Strick-mütze saß kess „auf halbacht“ und war geradezu das berühmte Tüpfelchen auf dem „I“. Dunkle Locken lugten vorwitzig unter dieser Mütze hervor. Eine besonders widerspenstige ringelte sich auf dem orangefarbenen Pullover. Die Beinchen steckten in einer olivfarbenen Hose, die viel zu lang war und dem Mädel einen etwas verwegenen Anschein verliehen.

Konkurrenz im Hinblick auf das I-Tüpfelchen machte der weißen Mütze allerdings just in dem Augenblick, da ich im Supermarkt um die Ecke eines Regals bog, eine geradezu riesige Mohrrübe. Diese hielt das kesse Mädel in der Hand und nagte genüßlich an dem frischen Gemüse. Das Orange der Mohrrübe paßte haargenau zum Orange des Pullovers. dazu die dunklen Augen, die mich fragend anblickten. Würde die Tante etwas sagen?, schien das Mädel zu denken. Dann aber zuckte es nur mit den Schultern (wie eine Alte, dachte ich) und zog vondannen – mit der Mohrrübe natürlich.

Einige Minuten und einige Einkäufe weiter trafen wir uns an einem anderen Regal wieder. Sie blickte mich an – natürlich war die Mohrrübe noch immer mit von der Partie – zog wieder die Schultern hoch, so als wollte sie sagen, was soll's, es ist doch nur eine Mohrrübe, und zwinkerte mir lächelnd zu. Geradezu verschwörerisch grinste ich zurück. „Marina, nun komm doch!“ hörte man eine Stimme aus Richtung der Kasse rufen. Die Kleine zog wieder die Schultern hoch. Was soll ich machen, schien sie sagen zu wollen und schlenderte, immer noch genüßlich an der Riesen-Mohrrübe knabbernd, zur Mutter. „Na, hast du wieder eingekauft? Und dann schon gleich gefuttert?“ Die Mutter lächelte, zog die Schultern hoch (aha, daher) und bezahlte – natürlich auch die Mohrrübe. *SiS*

Aus der Rolle gefallen

Ältere Männer sollten Klischee-Vorstellungen überdenken und eigene Wünsche erkennen

Von Anja Schäfers

Jeder Mensch geht mit dem Älterwerden anders um. Ganz unterschiedlich reagieren wir zum Beispiel darauf, daß unsere körperlichen Kräfte nachlassen oder das Rentenalter bevorsteht. „Wie wir solche Veränderungen erleben, hängt auch vom Geschlecht ab“, sagt Insa Fooken, Psychologieprofessorin an der Universität Siegen. Dabei machen uns vor allem Klischee-Vorstellungen, wie Männer und Frauen sein sollten, das Leben schwer. „Traditionelle Rollenmuster lassen vor allem Männer unnötig an den Begleiterscheinungen des Alters leiden“, sagt Fooken.

Häufig wird Männlichkeit etwa von körperlicher Stärke oder der Beherrschung der eigenen Gefühle abhängig gemacht. „Wenn man sich ausschließlich über solche Werte definiert, erlebt man das Alter als Bedrohung“, erläutert die Psychologin. Einige Männer gehen zum Beispiel trotz Beschwerden nicht rechtzeitig zum Arzt, weil sie körperliche Gebrechen vor sich und anderen nicht zugeben mögen. Hier wäre es angebracht, das eigene Rollenverständnis zu hinterfragen. Wer sich klar mache, daß auch Männer Schwäche zeigen dürfen, dem falle es leichter, zum Arzt zu gehen oder andere um Hilfe zu bitten.

Damit Männer überhaupt aus der Rolle fallen können, sollten sie mögliche Unterschiede zwischen fremden Erwartungen und eigenen Bedürfnissen erforschen. Viele ältere Motorradfans zum Beispiel suchen Grenzerfahrungen und haben Spaß am Fahren. „Sie sollten weitermachen, solange sie geistig und körperlich dazu in der Lage sind“, sagt Fooken. Bedenklich sei aber, wenn man nur deshalb auf das Motorrad steige, um jung zu wirken oder andere Leute zu beeindrucken. Ähnliches gelte für viele Lebensbereiche.

„Zufriedenheit im Alter bedarf vieler Balanceakte“, sagt Eckart Hammer, Autor des Buches „Männer altern anders“. Dies lasse sich etwa daran erkennen, wie man mit den schwindenden Kräften seines Körpers umgehe. Einerseits sollte man Sport treiben, um sich seine Fitneß und Beweglichkeit möglichst lange zu erhalten. Andererseits müsse man sich auch damit abfinden, daß man nicht mehr alles machen könne. „Oft lassen sich neue Wege finden, um weiterhin Spaß an der Bewegung und Freude am eigenen Körper zu haben“, sagt Hammer.

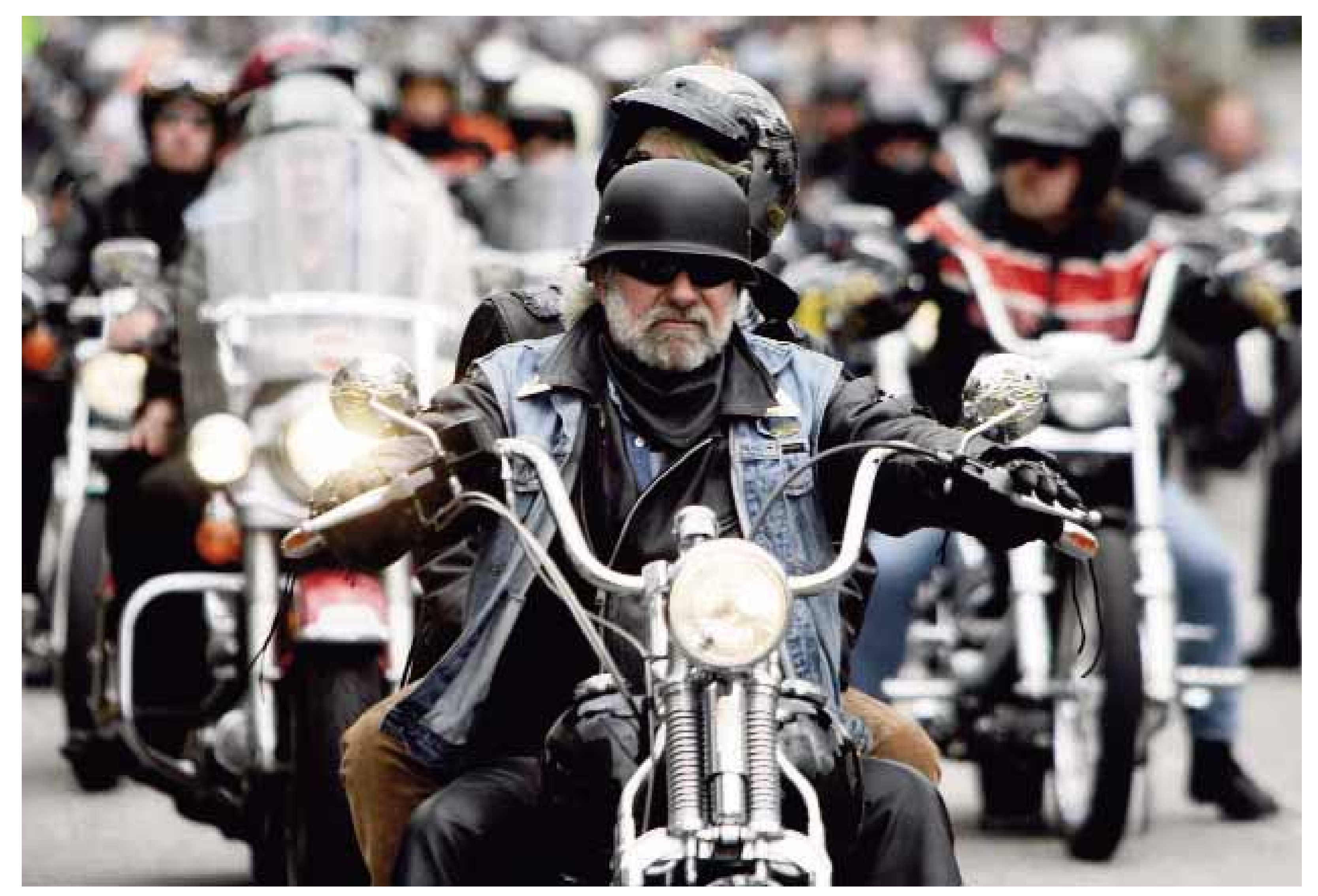
Auch der Berufsausstieg kann Männern große Probleme bereiten. „Denn bei vielen bestimmte vor allem der Job den Lebensrhythmus und brachte Anerkennung und soziale Kontakte“, erläutert der Professor an der Evangelischen Fachhochschule in Ludwigsburg. Um die Zeit des Ruhestandes auszufüllen, würden vage Ideen wie „ich mache das, wozu ich vorher nicht gekommen bin“ nicht ausreichen. Schon während des Berufslebens sollte man deshalb nach konkreten Projekten suchen, die man in der Rentenzeit anpacken wolle.

Es hätte sich gezeigt, daß ein Hobby oder gelegentliche Reisen für einen zufriedenen Lebensabend meist nicht ausreichen. „Wir müssen Bedeutung für andere Menschen haben“, sagt Hammer. Daher sollte man sich zum Beispiel eine ehrenamtliche Aufgabe in der Nachbarschaft suchen oder sich regelmäßig um seine Enkel kümmern. „Nach der Pensionierung müssen sich viele Männer ohnehin einen neuen Platz in der Familie suchen“, berichtet der Autor. Alle Beteiligten sollten sich auf eine Übergangszeit von etwa einem Jahr und etliche Krisen gefaßt machen.

„Auch in der Paarbeziehung gilt es, sich neu aufeinander einzulassen“, sagt Hammer. Die Partner müssen beispielsweise ihre Bedürfnisse miteinander besprechen und die Aufgabenbereiche in Haushalt oder Familie neu abstecken. Dazu gehört etwa, daß sich nicht nur die Frau um die sozialen Kontakte des Ehepaares kümmert. Männer können nur davon profitieren, wenn sie selbst zum Beispiel ihre Schwester zum Geburtstag anrufen oder ein Geschenk für das Enkelkind besorgen.

In der heutigen Seniorengeneration herrscht häufig noch die traditionelle Rollenverteilung vor. „Nach ihrer Pensionierung werden diese Männer dann in ein maßgeblich von Frauen gestaltetes Privatleben entlassen“, sagt Insa Fooken. Auch viele Freizeitangebote für diese Altersgruppe würden überwiegend von Frauen angenommen. Männer sollten sich daher unbedingt Kreise suchen, in denen sie auf andere Männer treffen. Wichtig sei zudem, daß die Partner nicht alles gemeinsam machen. Sie sollten auch unabhängig voneinander aktiv werden und eigene Lebensbereiche pflegen.

„Die Männerrolle hat sich in unserer Gesellschaft stark verändert“, berichtet die Psychologieprofessorin. Daher hätten nachwachsende Generationen ganz andere Chancen, mit dem Altern umzugehen, als heutige Senioren. „Wie ich alt werde, ist eine frühe Entscheidung“, sagt Eckart Hammer. Er schlägt vor, daß Männer den für sie meist als einschneidend erlebten 50. Geburtstag für



Spaß am Fahren: Ältere Motorradfans suchen oft die Grenzerfahrung auf zwei Rädern. Foto: ddp

Gewinne mit Taschengeld

Wie eine italienische Firma mit Fußballbildchen Millionen macht

Von Hans Lody

Sammelbilder, die als Werbung für Zigaretten, Schokolade und andere Dinge des täglichen Bedarfs dienten, gab es in Deutschland schon im 19. Jahrhundert, aber auch in Frankreich, wo die Kaufhauskette „Au bon marché“ solche kleinen Werbeträger herausbrachten, die in dazu gehörigen Einsteckalben gesammelt wurden.

Die Schokoladenfabrik „Stollwerck“ verpflichtete solch bekannte Maler wie Max Liebermann und Adolf Menzel oder den unvergessenen Marinemaler Willy Stöver, um ihre Produkte zu bewerben.

Natürlich war es schon damals die Absicht der Herausgeber, die Kinder zum Sammeln der Bilder anzustiften. So sollten die Eltern eine Tafel Schokolade, eine Zigarettenschachtel oder einen Maggiwürfel mehr konsumieren, als sie eigentlich wollten.

Auf Flohmärkten zahlt man heute ein kleines Vermögen für diese Schätze der damaligen Sammelleidenschaft. Nach dem Ersten Weltkrieg ging man dazu über, statt der aufwändigen Einsteckalben einfachere Alben zur Sammlung der Bilder zu verwenden, in denen die Bilder nur noch eingeklebt wurden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kurbelte die Margarine Union in Hamburg ihren Umsatz mit den „Sanella“-Bildern an.

Mitte der 1960er Jahre begannen sich die Sammelbilder zu einem selbständigen Wirtschaftszweig zu entwickeln. Am Zeitungskiosk gab es nunmehr „Fußballbilder“, „Autobilder“ oder „Flugzeugbilder“ in einer Tüte mit drei oder vier Bildern zum Preis von 10 Pfennigen zu kaufen.

Die Jungen kauten sich die Fingernägel vor Aufregung ab, und manche Träne kollerte übers rotzfreche Jungengesicht, wenn in der Tüte nur „Doppelte“ zum Tauschen waren.

Mitte der 1970er Jahre eroberte die Münchner Firma „Americana“ mit neuen selbstklebenden Bildern den Markt.

Statt der teuren und aufwändigen Bilder auf Karton wurden nun hauchdünne selbstklebende Bilder aus Kunststoff produziert. Dabei ist es bis heute geblieben. Damit wechselte auch der Name. Es waren nun nicht mehr schlichte „Bilder“, sondern topmoderne „Sticker“.

1974 erschien mit „Panini“ erstmals ein neuer Anbieter auf dem deutschen Markt und brachte ein Bundesliga-Album heraus. „Panini“ hatte bereits 1970 zur Fußballweltmeisterschaft ein Sammelalbum herausgebracht.

Die vier Brüder Guiseppe, Benito, Umberto und Franko Panini hatten 1954 ihr Familienunternehmen gegründet, das mit der Fußballweltmeisterschaft 2006 weltweit einen Umsatz von 579 Millionen Euro erzielen konnte.

Allein in Deutschland verkaufte Panini 150 Millionen kleine Papiertütchen mit ihren Bildern zum Preis von 50 Cent.

Eine gewaltige Gewinnspanne, wenn man die lächerlichen Produktionskosten in Rechnung stellt.

Das Geschäft geht nicht nur in Italien und Deutschland sehr gut. Weltweit kaufen Eltern für ihre Kinder oder diese selbst von ihrem Taschengeld die kleinen Sammelbilder.

Mittlerweile unterhält der Konzern Tochtergesellschaften in Deutschland, Spanien, England, Frankreich, Brasilien, Chile und Mexiko.

Rechtzeitig zur Europameisterschaft 2008 hat Panini die Preise für die Sammeltüten von 50 auf 60 Cent erhöht.

Möglicherweise geht aber die Zeit der guten Geschäfte bald zu Ende. Die Deutsche Fußballliga (DFL) hat die Rechte für die Vermarktung der Bundesliga an einen us-amerikanischen Kaugummihersteller verkauft, weil der eine Million Euro mehr bot.

Panini hat aber hunderte von Bundesligaspielern und die Klubs VfL Bochum und Bayer Leverkusen unter Vertrag.

Vielleicht gibt es bald gar keine Fußballbilder mehr oder zwei Anbieter – wer weiß?

Geld bekommen die geldgierigen Bundesligavereine nämlich nur dann, wenn das Geschäft mit den kleinen Bildern weiter blüht. Jahrelange Prozesse hingegen könnten das Geschäft für alle ruinieren.

Zwar stellt Panini auch andere Bilder und Sammelkarten her, vom Manga über „Wilde-Kerle“-Sammelalben bis zu „Batman“, aber das Hauptgeschäft ist Fußball geblieben.

Süße Medizin

Tröstliche Betrachtung für Genießer

Von Anne Bahrs

Es ist gewiß, daß unseren Altvorderen Gutes widerfuhr, manchmal auch auf dem Krankenlager, und sie uns gern davon berichteten. Viele wirksame Hausrezepte gegen das kleine Weh-Weh des Alltags sind überliefert. Medizin mit Honig gehört allemal dazu. Wenn zudem die Zunge loben kann, was als Medizin gepriesen wird, ist dem Kranksein bereits die schlimmste Pein genommen.

Den Patienten das Straßburger Apothekers, der 1544 seine Rezepte dem „Confektbuch und Hausapotheck“ anvertraute, war angeraten, die nötigen Dukaten bereit zu halten. Denn die Zutaten der darin gepriesenen Stärkungsmittel waren allesamt sehr teuer. Honig, die beste und fast einzige Süßkraft über viele Jahrhunderte, mußte an die Herrschaft abgeliefert werden, die später, als Rohrzucker eingeführt werden konnte, ihn in kostbaren Döschen unter Verschluß hielt. Auch Mandeln, ein begehrtes Handelsgut, galten als Luxusware. „Mandeln, Zucker und verschiedene Ingredenzien wie Rosenöl“ waren die Zutaten der so sehr gelobten „Medizin“ des Straßburger Apothekers. Darum wohl auch der Nachsatz unter seinem Rezept: „Marcipan gilt zu dieser Zeit mehr zur Lust bei Banketten, denn von den Kranken gebraucht.“

Und – so scheint es – ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Doch es fehlt den Käufern dieser rezeptfreien Medizin, die sonst gern von kalorienbewußter Lebensweise reden, gewiß nicht am guten Geschmack. Und da Zucker bei ernährungsbewußten Leuten in Mißkredit geraten ist, wird das edle Marzipan aus 95 Prozent Rohmasse und einem Zuckeranteil von nur 5 Prozent bevorzugt. Warum sollte das viel gepriesene und begehrte Konfekt nicht auch Medizin sein? Hat es doch durch bereits seit mehr als 1000 Jahren schon Augen und Gaumen der Reichen erfreut.

Einleuchtend ist uns die Erkenntnis, daß der Menschen Wohlbefinden an Leib und Seele besser ist, wenn sie Freude haben. Richten wir uns nach des kundigen Paracelsus Lehre, achten und halten das Maß als wichtigstes Gebot für eine wirksame Medizin, so sei uns ernährungsbewußten Genießern das Marzipan ein der Gesundheit dienlicher Freudenspender!

Preußisch-provenzalische Freunde

Historische Spurensuche: Wertvoller Briefverkehr zweier Wissenschaftler entdeckt

Von Jean-Paul Picaper

Im Januar 2006 rief mich ein Bekannter an, den ich seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr getroffen hatte. Burkhard Schmidt, der mich im Namen der amerikanischen wertkonservativen Organisation „Western Goals“ einige Male während des Kalten Krieges mit dem Wunsch besucht hatte, daß ich deren gute Ziele journalistisch unterstütze. Er war ein faszinierender Mensch, ein mit internationalen Preisen gekrönter Architekt, der große Bauprojekte verwirklicht hatte und ein Humanist war, der sich für Kunst, Musik, Religionsgeschichte, Geschichte und Politik interessierte. Er hatte weltweite Kontakte und war Mitglied eines karitativen Vereins, „Die Sankt-Georg-Ritter“

Sein Anliegen war außergewöhnlich. Er erklärte mir, daß er im Besitz von Originalschriften des provenzalischen Schriftstellers Frédéric Mistral sei, die aus dem Nachlaß eines „ostpreußischen Gelehrten“ stammten. Dieser Gelehrte sei der Professor Eduard Koschwitz gewesen, seinerzeit Rektor der Universität Königsberg. Schmidt, der ein Büchernarr und ein Sammler alter Schriften und Dokumente war, besaß viele Schriften und Fotos von Koschwitz. Ich machte mich über Prof. Koschwitz sachkundig. Er war 1851 in Breslau geboren und starb 1904 in Königsberg, wo er tatsächlich Rektor gewesen war. Seine Laufbahn hatte ihn zunächst 1894 von Königsberg zur Uni Greifswald verschlagen, wo er 1895 Rektor wurde und anläßlich seiner Ernennung eine Rede über die Bewegung der „Felibres“ in Frankreich hielt. Dort blieb er nur bis 1896 und gründete dann in Marburg Fremdsprachenkurse. Es ging eine Weile gut, aber er hatte ein Zerwürfnis mit einem Kollegen, der die Sprachen als praktische Werkzeuge betrachtete, während der hochgebildete Koschwitz die Geschichte und Hintergründe des Vokabulars beleuchten wollte. Als er es nicht mehr aushalten konnte und seine Gesundheit darunter litt, ließ er sich 1901 wieder nach Königsberg versetzen, wo er bei geschwächter Gesundheit schon 1904 verstarb.

Kein Wunder, daß Koschwitz' gesamter Nachlaß in Königsberg blieb, wo er auch beerdigt wurde. Woher hatte Schmidt jedoch Koschwitz' Texte? Sein Großvater habe die zentrale Apotheke in Königsberg geführt, berichtete er mir. Das Material käme von ihm. Wie der Königsberger Apotheker in dem Besitz von Koschwitz' Schriften gekommen war, wußte er nicht. Jedenfalls hatten er und seine Mutter Ostpreußen einige Zeit vor der großen Flucht von 1945 mit der Bahn verlassen können. Sie hatten einige Habseligkeiten, auch vom seligen Großvater, mitnehmen können. Seitdem habe er das bei sich aufbewahrt. Ich nahm Burkhard Schmidt ernst, zumal er hinzufügte: „Ich könnte diese Schriften von Mistral im Auktionshaus Sotheby's in London zu einem guten Preis verkaufen, aber ich will Frankreich, genauer gesagt Südfrankreich, damit ein Geschenk machen. Sicherlich gibt es dort eine Mistral-Stiftung. Helfen Sie mir, ich kann nicht genug Französisch.“ Ich fragte, warum er Südfrankreich zugeneigt war. „Mein Vater, erklärte er, hat im Krieg als Besatzer in Frankreich bei einer französischen Familie in Toulouse gewohnt. Er konnte einigermaßen Französisch und es entwickelte sich eine enge Freundschaft zwischen ihm und seinen Gastgebern. Der Kontakt zu dieser Familie hat nach Kriegsende noch Jahrzehnte bestanden.“

Ich nahm per Telefon und Brief Kontakt auf mit dem Mistral-Museum in der provenzalischen Kleinstadt Maillane, in welcher der Dichter gelebt hatte. Mit den Leuten dort wurde vereinbart, daß wir auf der Buchausstellung, die wir jährlich im August im südfranzösischen Dorf Saint Sauveur de Peyre (Département Lozère) veranstalten, den Leuten aus Maillane den Nachlaß feierlich aushändigen würden. Die Museumsverwalterin, Brigitte Pitra, und der Bürgermeister von Maillane, Jacques Demarle, nahmen das Angebot begeistert an. Ich sagte, daß Herr Burkhard Schmidt selbst diese Gabe aushändigen würde und sich freue kommen zu dürfen. Dennoch hörte ich zwei Monate lang nichts mehr von ihm. Am 17. April 2006 schrieb ich ihm, ob er denn seinen Vorschlag vergessen hatte. Am 24. April informierte mich seine Frau, daß er gerade an galoppierendem Krebs verstorben war. Wir beschlossen gemeinsam, diesen letzten Willen des Verstorbenen auszuführen. Sie suchte ein paar Tage nach den Koschwitz-Dokumenten. Sie fand sie in einer Kiste und ließ sie mir durch einen Freund nach Berlin bringen. Es erwies sich, daß das Material recht wertvoll war. Es waren viele Schriften und Publikationen von Koschwitz dabei, aber auch von Mistral, auch Briefe und Postkarten des Dichters, auch signierte Fotos. Darunter befanden sich handschriftliche Notizen des Dichters zu seinen Lektüren des Entwurfes seines Hauptwerks „Mireille“ („Mirèo“ aus Provenzalisch), als er es vor Freunden vorgetragen hatte, um zu testen, ob dieses Epos ein Publikumserfolg sein würde. Das wurde es auch und ist es bis heute geblieben. Der Musiker Charles Gounod hat es sogar 1863 vertont. „Mireille“ ist die Geschichte einer reichen Bauerntochter, die sich in einen armen Korbflechter verliebt und auf der Suche nach göttlicher Unterstützung auf Wanderschaft geht. Das Werk knüpft an den Mythos der Johanna von Orleans, schöpft aber aus dem Schatzkästlein provenzalischer Erzähler. Über „Mireille“ hatte Koschwitz ein Buch geschrieben.

Im Juli 2006 fuhr ich mit meiner Frau nach Maillane, um die Details der Feier zu regeln und um Mistrals Nachwirken vor Ort zu betrachten. Maillane ist nicht weit entfernt von Arles und St. Rémy de Provence, der Stadt der Maler, in der Van Gogh lebte und malte. Jacques Demarle führte uns durch das in ein Museum umgewandelte Wohnhaus des Dichters und zeigte uns sein Grab auf dem Friedhof der Gemeinde. Dort steht es, einem antiken Kleintempel ähnlich. Mistral habe es selbst nach dem Modell des Grabes der Königin Jeanne entworfen, wurde mir erklärt und anhand von Fotos bestätigt. Etwas weiter weg schaut das majestätische Grab seiner Pariser Mätresse wie von ihr selbst gewünscht auf Mistrals Grabstätte, die er mit seiner erst 1876 angetrauten Frau, Louise Rivière, teilt. Mistral war im September 1830 in Maillane als Sohn eines betuchten Gutsverwalters geboren worden. Er studierte Jura und ließ sich dann wieder in Maillane nieder, wo er in dem „Haus der Eidechse“, das er erst mit seiner Mutter bewohnte, seine wichtigsten Werke verfaßte. Ein paar Meter weiter steht das größere Haus, das er mit seiner Frau später bewohnte und in dem sein Leben und Schaffen mit ihrer Hilfe nach seinem Ableben im März 1914 archiviert und ausgestellt wurden.




Frédéric Mistral: Der Königsberger Professor Koschwitz verhalf ihm zum Nobelpreis. Foto: pa

Herr Demarle zeigte uns Briefe vom deutschen Professor Koschwitz, die Mistral aufbewahrt hatte. Ein Schriftvergleich zeigte, daß Burkhard Schmidts Dokumente authentisch waren. Natürlich war das Museum an dem Nachlaß aus Ostpreußen außerordentlich interessiert.

Die Akten von Koschwitz aus Königsberg befinden sich jetzt in Maillane. Bürgermeister Jacques Demarle hat sie mitgenommen und den Gelehrten dort zum Studium vorgelegt, und im Januar 2008 starb er noch nicht einmal 60 Jahre alt an Krebs. Es ist, als ob ein Fluch auf den Verwaltern der Dokumente lastete. Koschwitz hatte nicht lange gelebt, Burkhard Schmidt und Jacques Demarle auch nicht. Eine große Überraschung für mich war festzustellen, daß Prof. Koschwitz sich für den Pariser Slang interessiert hatte. Er hatte darüber eine Studie verfaßt. Aus dem Material ging hervor, daß Koschwitz unbekannte Texte der französischen Literatur aus dem Mittelalter entdeckt und ediert hatte, darunter den „Chanson von der Reise von Karl dem Großen nach Jerusalem“. Diese Texte waren in den Dokumenten enthalten. Aus Briefen und Fotos ging hervor, daß er außerdem mit Mistral eine gemeinsame Leidenschaft für die Arbeiten eines Pariser Abtes, des Pfarrers Rousselot, entwickelt hatte, der sich in den Kopf gesetzt hatte, einen Apparat zu bauen, der Menschen aufgrund ihrer Sprechweise identifizieren würde. Etwas, was heute mit Hilfe der Computer möglich gemacht wird. Koschwitz hatte oft diesen französischen Priester getroffen, der ihn auch in Deutschland besucht hatte. Es wurde auch klar, daß Mistral Koschwitz seinen 1904 erhaltenen Nobelpreis für Literatur verdankte. Koschwitz hatte befreundete dänische und schwedische Sprachwissenschaftler und auch den Romanisten Nikolaus Welter, der Mistral in Maillane besuchte, als Unterstützer für seinen Freund gewonnen.

Es war das erste Mal, daß ein Vertreter einer „nichtnationalen“ Sprache diese höchste Belletristikauszeichnung erhielt. Die Schwedische Akademie zeichnete Mistral „mit Bezug auf die frische Ursprünglichkeit, das Geistreiche und Künstlerische in seiner Dichtung, die Natur und Volksseele seiner Heimat getreu widerspiegelt, sowie auf seine bedeutungsvolle Wirksamkeit als provenzalischer Philologe“ aus. Mistral hatte 1854 die Felibre-Bewegung gegründet zur Belebung und zum Erhalt der provenzalischen Sprache und Literatur und wurde bald deren Gallionsfigur. Er schrieb ein sehr umfangreiches Werk und publizierte in 20 Jahren ein Wörterbuch seiner Elternsprache. Manche haben ihn den „provenzalischen Goethe“ genannt. Einige französische Schriftsteller wurden blaß vor Neid, und französische Politiker regten sich wegen dieser ausländischen Förderung einer – zumindest kulturell – separatistischen Kultur im Südosten ihres Staatsgebildes auf. Waren die gekreuzten Schicksale von Koschwitz und Mistral, dieser Männer, die alles trennte, aber die Liebe zur romanischen Literatur und Sprachwissenschaft vereinte, nur Zufall? Hatte Koschwitz nur aus wissenschaftlicher Begeisterung und Freundschaft Mistral zum Nobelpreis verholfen, oder hatte er einen politischen Auftrag ausgeführt? In dem mir anvertrauten Material von Koschwitz befanden sich offizielle preußische Orden und Diplome, die der Kaiser Wilhelm selbst unterzeichnet hatte. Die freundschaftlichen Kontakte zu Mistral hatten sich zu einer Zeit entwickelt, als die deutsche und die französische Nation einander wie Streithähne gegenüberstanden und von dem nächsten bewaffneten Konflikt mit dem „Erzfeind“ träumten. Nichts davon ist in der Korrespondenz mit Koschwitz zu spüren. Bis zu seinem Tod 1914 schrieb Mistral freundlich Briefe. Aber Koschwitz wußte schon, welcher Geist in Frankreich wehte. Er hatte eine Studie mit dem Titel „Die Franzosen während und nach dem Krieg von 1870 bis 1871“ geschrieben. Mag sein, daß er ohne sein Zutun mißbraucht worden ist, aber er hat einen Dichter unterstützt, der am Anfang seiner Laufbahn durch und durch separatistische Thesen für die Provence vertreten hatte. Später beschränkte sich Mistrals Autonomiebewegung auf Sprache und Kultur. Er übersetzte selbst sein Werk ins Französisch und machte gegenüber Paris Zugeständnisse. Aber die Aufteilung Frankreichs in separate Provinzen, die ein strategisches Ziel der Habsburger und der Hohenzollern gewesen war, stand wohl doch im Hintergrund dieser wahren und uneigennützigen Freundschaft zwischen zwei großen Geistern in Deutschland und Frankreich.

MELDUNGEN

Ein Koffer für die letzte Reise

Hannover – „Ein Koffer für die letzte Reise“ ist der Titel des Kunstprojektes, in dessen Rahmen Fritz Roth, Bestatter und Trauerbegleiter aus Bergisch Gladbach, aufforderte, sich zu besinnen: Auf die Endlichkeit jeden Lebens, auf die Notwendigkeit der Identifikation des individuell Wesentlichen. Frauen und Männer packten den Koffer, der sie auf der Reise aus diesem Leben begleiten könnte. Fritz Roth war gespannt: „Was würden die Koffer letztlich enthalten? Würden es ähnliche oder völlig unterschiedliche Dinge sein? Sentimentales oder Praktisches? Erinnerung oder Ausrüstung? So viel sei verraten: Ihre Inhalte sind so vielfältig wie die Menschen und ihre Träume. In der Gesamtschau ergeben sie ein berührendes, faszinierendes Bild dessen, was uns wirklich nahe ist – oder dessen Nähe wir uns wirklich wünschen.“ Die Ausstellung ist Teil eines gemeinsamen Projektes des Uhlhorn Hospizes, des Hospizes Misburg und des Hospizes Luise, Hannover. Während der Ausstellung wird täglich von 15 bis 17 Uhr ein Mitarbeiter eines der Hospize für Fragen zur Verfügung stehen. Die Ausstellung läuft noch bis zum 29. Juni im Historisches Museum Hannover, Pferdestraße 6, 30159 Hannover, Telefon (05 11) 1 68 - 4 23 52.

Jahrmarkt der Eitelkeiten

Stuttgart – Das Landemuseum Württemberg entführt seine Besucher in die Zeit des Rokoko: Edles Porzellan, schöne Stoffe und venezianische Masken haben bereits von 1768 bis 1793 den württembergischen Hof und seine Bevölkerung in ihren Bann gezogen. Das Landesmuseum nimmt das 250. Gründungsjubiläum der Porzellanmanufaktur Ludwigsburg zum Anlaß, in seiner Präsentation das Lebensgefühl und die Genußfreude der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebendig werden zu lassen – ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Im Zentrum der Ausstellung steht die Venezianische Messe aus Porzellan, mit der sich Herzog Carl Eugen einen Traum verwirklicht hat. Davon ausgehend erfahren die Besucher einerseits vom Warenangebot eines realen Jahrmarkts, andererseits von der extravaganten Kurzweil der Hofgesellschaft. Das Museum befindet sich im Alten Schloß, Schillerplatz 6, 70173 Stuttgart, Telefon (07 11) 2 79 - 34 98.

Schmugglern auf der Spur

Aachen – An den 22 Räumen und rund 3000 Exponaten des Zollmuseums, Horbacher Straße 497, 52072 Aachen-Horbach, Telefon (02 41) 9 97 06 15, läßt sich die Geschichte des Zolls und seiner Entwicklung von der Einnahmequelle bis hin zum Schutz für die einheimische Wirtschaft nachvollziehen. Als lebendiges Zentrum zur Erinnerung der Grenzgeschichte und Grenzgeschichten ist hier neben historischen Hintergründen auch viel Anschauliches ausgestellt. Dazu zählen Dokumente der „sündigen Grenze“ in den 50er Jahren, als sich Zöllner und Schmuggler Verfolgungsjagden mit erfindungsreichen Hilfsmitteln lieferten, verbotene Souvenirs wie ausgestopfte Bären, Krokotaschen, Elfenbein und Schlangenhaut, Zeugnisse der Markenpiraterie, aber auch Uniformen.



Tod der Tochter

Komplexer Florenz-Krimi

Wenn man als Tourist durch die Straßen von Florenz schlendert, fallen einem die prächtigen Palazzi der Renaissancezeit auf. Gebaut von den mächtigen Familien der Stadt dienten sie sowohl der Repräsentation als auch dem Schutz vor feindseligen Angreifern. Dies hat zur Folge, daß die Fassaden zwar prächtig gestaltet sind, man aber kaum Gelegenheit hat, tatsächlich in das Innere vorzudringen. Dem touristischen Besucher bleibt daher die Stadt bei all dem Trubel und der Geschäftigkeit merkwürdig verschlossen, denn das ins Innere gekehrte, wahre Leben der Palazzi ist kaum erfaßbar. Die Ungewißheit, was sich hinter diesen Mauern wirklich abspielt, greift die englische Autorin Magdalen Nabb in ihrem neuen Kriminalroman auf.

Der mittlerweile 14. Fall, den der Maresciallo Salvatore Guarnaccia zu lösen hat, trägt dabei diesmal den vielsagenden Titel „Vita Nuova“ – neues Leben. Dies ist nicht nur eine Anspielung auf das Werk des Florentiner Poeten Dante Alighieri, sondern nimmt auch Bezug auf die sich während dieses Falles entwickelnden Selbstzweifel Guarnaccias. Denn der Maresciallo steht vor der entscheidenden Frage, ob es nicht im Zusammenhang mit der zu untersuchenden Straftat besser und vor allen Dingen sicherer wäre, alle Verantwortung abzugeben und mit seiner Familie irgendwo ein neues Leben zu beginnen. Doch wie kommt es, daß der etwas behäbige und immer etwas sturköpfige Guarnaccia in eine solch problematische Situation gerät? Es beginnt damit, daß der Maresciallo zu einem Mordfall etwas außerhalb von Florenz gerufen wird. In einer jahrhundertealten, aber jüngst protzig renovierten Villa wurde eine junge Frau erschossen aufgefunden. Es handelt sich um die älteste Tochter des Hauses, das von der Familie Paoletti bewohnt wird. Der Patriarch Signore Paoletti, der wegen eines Schlaganfalles im Krankenhaus liegt, ist davon überzeugt, daß es Raubmord gewesen ist. Seine Frau nimmt den Tod ihrer Tochter so gut wie nicht wahr, und die jüngere Tochter löst sich in hysterische Weinkrämpfe auf und kann sich nicht fassen. Die zwei Dienstmädchen sind kaum zu einer normalen Reaktion fähig und handeln nur auf Anweisung Paolettis. Guarnaccia bemerkt, daß die Details aber nicht stimmen. Obwohl sich die Familie nach außen ehrenhaft und gediegen gibt, findet Guarnaccia mit Hilfe des Journalisten Nesti heraus, daß Paoletti sein Vermögen anfangs mit Zuhälterei verdient hat. Mittlerweile betreibt er zwar offiziell eine legale Personalvermittlung, die billige Arbeitskräfte aus Mittel- und Osteuropa ins Land holt, aber es gibt eine Schattenwirtschaft, die gefährliche Drohungen mit sich bringt und noch Schlimmeres erahnen läßt. Der Fall zieht derartige Kreise, daß Guarnaccia nicht weiß, ob er seinen Job riskieren soll oder bereit ist, sich mit den Machtspielen der geschlossenen Florentiner Gesellschaft zu arrangieren.

Die Autorin bietet in diesem Krimi keine einfache Lösung an, und auch diesmal steht weniger das Verbrechen im Vordergrund als die Menschen, die an den Handlungen anderer verzweifeln. Dies macht den Reiz ihrer Romane aus, da man zumindest durch das erzählerische Schlüsselloch einen Blick hinter die Kulissen der Palazzi erhaschen kann. Aber obwohl Guarnaccia am Ende eine andere Entscheidung fällt, so ist es doch sein letzter Fall geworden, da Magdalen Nabb im Sommer 2007 an den Folgen eines Schlaganfalles im Alter von nur 60 Jahren in Florenz verstarb. *Anne Bruch*

***Magdalen Nabb: „Vita Nuova – Guarnaccias 14. Fall“**, Diogenes, Zürich 2008, geb., 322 Seiten, 19,90 Euro*



China ist besser als sein Ruf

Georg Blume berichtet von positiven Entwicklungen im Reich der Mitte

Erneut hat die Hamburger Körberstiftung einen neuen, interessanten Titel unter der Rubrik „Standpunkte“ herausgebracht. Ziel ist es, durch jene „unbequemen Einsichten“ den Blick auf ein Thema mal von einer anderen, gerade nicht im „Trend“ liegenden Seite aus zu richten.

Dieses Mal ist es China, das von Georg Blume behandelt wird. Blume, Auslandkorrespondent für die linke „taz“ und die Wochenzeitung „Die Zeit“, lebt seit 1997 in Peking. „China ist kein Reich des Bösen – Trotz Tibet muß Berlin auf Peking setzen“ lautet seine provozierende These, die derzeit gar nicht in das allgemein publizierte Bild von China paßt. Daß der Autor kein leichtgläubiger Gutmensch ist, hat er bereits bewiesen, denn 2007 erhielt er den Liberty Award für seine Reportagen über Menschenrechtsverletzungen und Umweltskandale in China. Also kennt der Autor die tiefsten Abgründe dieses Riesenreiches, trotzdem empfindet er Bewunderung für das Land.

Angela Merkels China-Politik hält er für falsch. Das Land nur als Verletzter von Menschenrechten und Patentschutz zu sehen, sei viel zu vereinfachend. Auch müsse die Welt zumindest derzeit keine Angst vor China haben, denn China braucht die Märkte der Welt, um seinen Menschen den Wohlstand zu liefern, den diese inzwischen erwarten.

Blume klagt an, daß nirgendwo in den deutschen Medien darüber informiert würde, daß die Chinesen das optimistischte Volk der Welt seien. 76 Prozent glaubten, daß die Welt in fünf Jahren für sie eine bessere ist. Ja, aus europäischer Sicht ist es unfaßbar, daß manche Chinesen sich in China sieben Tage die Woche für umgerechnet 100 Euro den Rücken krumm arbeiten, auf dem Gelände ihres Arbeitgebers nächtigen und keine Privatsphäre haben. Gleichzeitig sei das für die meisten dieser Wanderarbeiter schon ein riesen Schritt Richtung Freiheit und Selbstbestimmung. Es mag aus europäischer Sicht merkwürdig anmuten, doch für die Menschen, die dem feudalistisch geprägten Bauerntum entkommen sind und jetzt als Wanderarbeiter ihr Dasein fristen, sei dies schon Wohlstand, der durch Gesetze vom Staat jetzt auch noch mit Arbeitnehmerrechten versehen wird. Seit diesem Jahr haben nämlich die 800 Millionen chinesischen Arbeiter ein Recht auf einen Arbeitsvertrag, in dem bestimmte Bedingungen geregelt sind, so daß ab sofort der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft Grenzen gesetzt wird.

Georg Blume meint, daß man ein 1,4-Milliarden-Menschen-Reich, das über Jahrzehnte extrem kommunistisch geprägt war, nicht von heute auf morgen an die westliche Zivilisation anpassen könne. Natürlich gebe die kommunistische Partei ihre Macht sehr ungern aus den Händen, trotzdem würde man merken, daß China die Richtung hin zur Demokratie einschlüge. Das Land habe seit dem Tod von Deng Xiaoping den Schritt von der willkürlichen Alleinherrschaft hin zur funktionierenden Alleinherrschaft geschafft. Bereits seit zehn Jahren dürften Bürgermeister frei gewählt werden und Todesstrafen dürften nur noch von Richtern und nicht mehr von Parteifunktionären ausgesprochen werden. In den letzten zehn Jahren sei die Zahl der Privatunternehmen von 900 000 auf 4,9 Millionen gestiegen, für Georg Blume ist dies ein Anzeichen dafür, daß die Kommunistische Partei akzeptiert, nicht mehr überall mitzumischen. Die Menschen, die immer selbstbewußter und offener würden, erwarteten von ihrer Regierung in Peking, daß sie sich für die Steigerung des Wohlstandes einsetzt. Diese Erwartung zu erfüllen sei die Pflicht der Kommunistischen Partei. Bisher käme es nur vereinzelt zu Unruhen, aber es zeichne sich ab, daß in baldiger Zukunft die Chinesen sich eine eigene Arbeiterbewegung schaffen, die ihre Interessen durchsetzt. Zudem gäbe es laut Blume nicht mehr unendlich viele Arbeitskräfte in dem Land, so daß die Position der Arbeiter aufgrund von Verknappung der Arbeitskräfte sich verbessern wird. Bedauerlicherweise würden jene positiven Entwicklungen in den deutschen Medien von Konflikten wie derzeit in Tibet überschattet werden. Zwar sei das, was in Tibet geschieht, dramatisch, allerdings gäbe es auch Kritik an der Politik des Dalai Lamas, die in Deutschland vor lauter Mitleid mit den Tibetern in den Hintergrund gerate, so Blume. So sei es kein Wunder, daß die kommunistischen Chinesen das medienwirksame Hollywood-Gebaren des geistlichen und aus Sicht der Chinesen fatalerweise ja auch politischen Oberhauptes der Tibeter nicht in Gesprächsstimmung versetze.

Der Autor provoziert mit der These, daß Deutschland auf China zugehen sollte, um das Land mit deutschem Wissen, Rechtswesen und deutscher Gesellschaft vertraut zu machen. Da die Deutschen in China einen guten Ruf haben, könnten sie helfen, die im Aufbruch befindliche Gesellschaft zu prägen und so aus dem Konkurrenten in vielen Dingen einen Partner zu machen. *R. Bellano*

***Georg Blume: „China ist kein Reich des Bösen – Trotz Tibet muß Berlin auf Peking setzen“**, Körber, Hamburg 2008, kartoniert, 104 Seiten, 10 Euro*



24mal Liebe

Irene Dische verzaubert mit nicht immer romantischen Kurzgeschichten

Lust auf Liebe? Wenn Sie diese Frage gerade mit einem „Ja“ beantwortet haben, sollten Sie es einmal mit dem Bestseller „Loves / Lieben“ von Irene Dische versuchen. In „Loves / Lieben“ präsentiert Irene Dische 24 Kurzgeschichten über die Liebe. Und ebenso wie die Liebe, so reicht die Bandbreite dieser Geschichten von lustig bis traurig, von rätselhaft bis verstörend, von überraschend bis romantisch.

Facettenreich präsentiert sich die Liebe dem Leser in diesem Büchlein, und wie auch im wahren Leben, gibt es hier nicht immer ein Happy End. Doch ist es dank der Einteilung Irene Disches ganz dem Leser überlassen, ob er sich erst den Geschichten mit traurigem oder denen mit glücklichem Ende widmen möchte.

Besonders herzergreifend und auf einer wahren Begebenheit basierend, ist die Geschichte mit dem Titel „Romeo und Julia“. Aus Teheran stammend und in Frankfurt lebend, durfte die frischverheiratete Julia ihren geliebten Mann nicht zu seinem neuen Job in die USA begleiten. Das der jungen Frau vorenthaltene Visum führt zu katastrophalen Folgen.

Wesentlich lustiger ist da die Geschichte „Moralische Erzählung“. Sie handelt von Hans, der seine hübsche gebildete Frau Susanne für eine andere Frau verläßt. Zunächst halten ihn alle für einen Schuft, bis ihm sein Freund Sander mit seiner angeblich neuen Freundin begegnet. „Eine Verkäuferin in weißer Montur, breit wie die Theke, fettleibig, eine richtige Tonne. Hans hatte sich über Einzelheiten ausgelassen ... Er vertraute Sander auch an, daß er schon immer eine Vorliebe für sehr dicke, sehr junge, ungebildete Frauen gehabt habe. Er sei jetzt 40, das Mädchen dagegen erst 17 ... Die verlassene Ehefrau wurde informiert und mit ihr der ganze Freundes- und Bekanntenkreis ... Susanne und alle anderen verständigten sich schließlich darauf, daß sie einfach zuviel Frau für Hans gewesen sei. ... Wie sollte man auf jemandem böse sein, der, von seiner abartigen Besessenheit getrieben, einen so haarsträubenden Fehler gemacht hatte?“ Wer hier jedoch das Nachsehen hat, ist am Ende sicher nicht Hans!

„Loves / Lieben“ ist ein kurzweiliges und unterhaltsames Buch, bis unter den Buchdeckel mit Liebe gefüllt. *A. Ney*

***Irene Dische: „Loves / Lieben“**, dtv, München 2008, broschiert, 284 Seiten, 8,90 Euro*

Bissige Seitenhiebe

Veröffentlichung des letzten Tagebuches vom verstorbenen Walter Kempowski

Seit mehr als 15 Jahren erscheinen die Tagebücher Walter Kempowskis in unregelmäßiger Folge. Mit „Somnia“, seinem Tagebuch aus dem Jahr 1991, ist nun der letzte, von ihm selbst redigierte Band dieser Werkgruppe veröffentlicht worden.

Walter Kempowski, geboren am 29. April 1929 in Rostock, starb nach langem Leiden am 5. Oktober 2007 in Rotenburg / Wümme. Bis zuletzt hatte er an „Somnia“ und am letzten Band des „Echolot“ mitgewirkt.

Der Verfasser der Romanreihe „Deutsche Chronik“ und des zehnbändigen Kriegstagebuchs „Echolot“ nimmt mit seinem Gesamtwerk eine einzigartige Stellung in der jüngeren deutschen Literaturgeschichte bis zur Gegenwart ein, die eines literarischen Chronisten und Wächters des Zeitgeschehens. Sein umfassendes Biografiearchiv ist 2005 von der Stiftung „Archiv der Berliner Akademie der Künste“ übernommen worden. Folgerichtig gehörte das Tagebuchschreiben und -publizieren zu seinem selbst gewählten Aufgabenkreis. Den Lesern gewährte er mit erstaunlicher Offenheit Einblick in seinen gedanklichen Kosmos und sein privates Leben.

„Somnia“ enthält ein kaleidoskopartiges Nebeneinander – ganz im Sinne des von ihm bevorzugten Stilmittels der Collage – von Notaten aus dem weit gefächerten gesellschaftspolitischen Bereich, untermischt mit Bemerkungen aus dem Lebensalltag des Autors in Nartum, Landkreis Rotenburg, sowie Reiseerlebnisse. Auch über seine gerade entstehenden Bücher berichtete Kempowski detailliert. Zitate bekannter Persönlichkeiten sowie literarische Reminiszenzen finden sich häufig, und etliche Einträge von 1991 wurden 2007 durch Zusätze ergänzt, all dies in seiner eigenwilligen, dem Zeitgeist fernen Tonlage. Der emsige Tagebuchverfasser, dem das Herz blutete, wenn er Zeuge von Tierquälereien wurde, dessen Bemerkungen entweder eine tragikomische, eine melancholische, (selbst)ironische oder eine satirische Note haben oder einfach von schierer Verwunderung getragen sind, der bissige Seitenhiebe gegen Künstler und Politiker austeilte, hatte insbesondere den Osten des wiedervereinigten Deutschlands im Blick. Aber nicht nur deshalb ist die Bedeutung dieses Tagebuchs aus dem Jahr zwei nach der deutschen Wiedervereinigung hoch einzuschätzen, auch in Hinsicht auf die zukünftige Sozial- und Geschichtsforschung.

Zwar zählt Kempowski längst zu den wichtigsten deutschen Autoren der Gegenwart, doch die Rezeption seines Schaffens bleibt ein schwieriges Kapitel. Seit Anfang der 90er Jahre wurde ihm zunehmend größere Anerkennung zuteil, er wurde später mit Preisen und Ehrungen geradezu überhäuft. Doch lange war ihm die gebührende Anerkennung versagt geblieben, die er für sich schon wesentlich früher erhofft hatte.

Sein Tagebuch reflektiert diesen Umstand vielfach. So bemerkte der Autor am 10. Juni 1991 fassungslos: „Meine Bücher werden in der Universitätsbuchhandlung (von Oldenburg) nicht geführt, obwohl ich seit zehn Jahren dort lehre.“ Dann am 13. Juni während der Rede anläßlich der Verleihung des Erich-Maria-Remarque-Preises an Lew Kopelew: „Irgendwie scheine ich, obwohl mit Bedenken, in den deutschen Olymp aufgenommen worden zu sein.“ An anderer Stelle findet sich der kommentarlose Zusatz: „Der Bundespräsident bezeichnete mich als Volksschriftsteller.“

Walter Kempowski hatte sich ebenfalls damit abzufinden, daß ihm die Bundesrepublik Deutschland, trotz seiner Bautzener Haft von 1948 bis 1956, lange Jahre die Anerkennung als politischer Flüchtling verweigerte. Seine täglichen akribischen Beobachtungen des Weltgeschehens, insbesondere der Entwicklung in Deutschland, ebenso wie sein unermüdliches Schaffen halfen ihm einigermaßen darüber hinweg. Aber die Gefühlslage der Vereinzelung hatte sich verfestigt. Daran litt er, obwohl sein Leben an Abwechslungen und Anregungen sehr reich war, nicht zuletzt durch die von ihm geleiteten Literaturseminare in seinem Haus Kreienhoop: „Da kennt man Tausende, und niemand, den man rufen könnte“ (2. Juni 1991). „Somnia“ liest man nicht nur deshalb durchgehend interessiert, weil das Buch in soziokultureller Hinsicht einmalig lehrreich ist. *D. Jestrzemski*

***Walter Kempowski: „Somnia – Tagebuch 1991“**, Knaus Verlag, München 2008, geb., 557 Seiten, 24,95 Euro*

In der Redaktion eingetroffen

***Heinz Csallner: „Historische Ansichten vom Baltikum“**, Dörfler, Egolfsheim 2008, geb., 160 Seiten, 10,95 Euro*

***Ortrun Brunhild Hela: „Tetralogie (Ohne Satyrspiel)“**, Edition Anthrazit, Aachen 2008, broschiert, 43 Seiten, 6,90 Euro*

***Bert Henryk: „Ein Junge weint doch nicht!“**, projekte-verlag, Halle 2008, geb., 356 Seiten, 19,80 Euro*

***Franz Konz: „Das Arbeitsbuch zur Steuererklärung für Rentner und Pensionäre“**, Konz, München 2008, broschiert, 431 Seiten, 7,95 Euro*

***Klaus Krech: „Mein Leben im Strom der Zeit – Ein Ostpreuße geht seinen Weg in Krieg und Frieden – Erinnerungen in Wort und Bild“**, BoD, Norderstedt 2008, geb., 348 Seiten, 29 Euro*

***John H. Noble: „Verbannt und verleugnet“**, Förster, Dresden, geb., 131 Seiten, 19,60 Euro*

Heinz Buchholz

Heinz Buchholz
Iwan, das Panjepferd
Eine Kindheit zwischen Krieg und Frieden

Mit den Augen eines Kindes gesehen entsteht sie als lebendiges Bild vor unseren Augen: Die große Flucht aus Ostpreußen – eine geschichtliche Katastrophe, von der Millionen von Menschen betroffen waren. Als Frauen, Kinder und Greise im Jahr 1944 vor der heranstürmenden Roten Armee fliehen, die mordend und plündernd in Ostpreußen einfällt, befindet sich in einem der Flüchtlingstrecks ein dreizehn Jahre alter Junge, Heinz Buchholz. Zusammen mit seinem Panjepferd Iwan meistert er die chaotischen Ereignisse. Dabei erweist sich der Vierbeiner nicht nur als Lebensretter in tödlichen Gefahren, sondern ist zugleich ein treuer Gefährte, dem das verstörte Kind seine Erinnerungen an eine heile Welt anvertrauen kann.

Ein Angehöriger der Kriegskinder-Generation meldet sich nach fünfzig Jahren der Verdrängung mit einem spannenden Erlebnisbericht zu Wort und erhellt ein dunkles Kapitel der deutschen Geschichte.



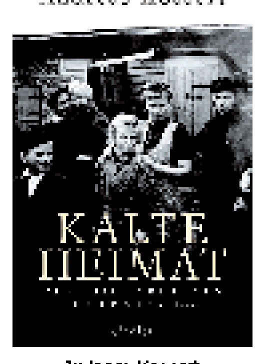
Kart., 236 Seiten
Best.-Nr.: 4795, € 8,95 als Taschenbuch
Best.-Nr.: 1333, € 19,90 als gebundenes Buch



Preußenadler-Anstecker



Preußenadler-Anstecker
Größe: 18 x 18 mm, emaillierte Oberfläche
Best.-Nr.: 6634, € 3,95



Andreas Kossert
Kalte Heimat
Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945
Geb. Buch, 432 Seiten
Best.-Nr.: 6358, € 24,95

Zogen einst fünf wilde Schwäne
24 Lieder aus Ostpreußen

Inhalt:
1. Ännchen von Tharau
2. Die Erde braucht Regen
3. Sag, wohin fährst du
4. Hab' ein Gärtlein
5. Reiter, schmuck und fein
6. Das Feld ist weiß
7. Wir kommen herein
8. Leute, steht auf
9. Ach, Vader, leewste Vader
10. Ging ein Weiblein Nüsse schütteln
11. Es dunkelt schon in der Heide
12. Abends treten Elche aus den Dünen
13. Laßt uns all nach Hause gehen
14. Zeit zu gehen ist's
15. Zogen einst fünf wilde Schwäne
16. An des Haffes anderm Strand
17. O käm das Morgenrot herauf
18. Et wär emoal twee Schwestre jung
19. Es stand am Rain ein Hirtenhund
20. Gehen will ich
21. Land der dunklen Wälder
22. Freiheit, die ich meine
23. Der Vogel singt
24. Eine Birke seh ich stehen



Ausführende: Carola Bükkers-Sonne, Sopran, Raika Maier, Alt, Kolja Hosemann, Tenor, Wolfgang Treuber, Baß, Henning Demgenski, Violine, Katharina Kowalski, Violine, Klaus Dieter Bachmann, Viola, Hannelore Bachmann-Michel, Violoncello, Katharina Bunners, Kontrabaß, Solveig Rachtmann, Querflöte, Herbert Carstens, Klarinette, Roland Funck, Gitarre, Leitung: Eike Funck

Laufzeit ca. 50 Min
Best.-Nr.: 1424



Heimataufkleber und Anstecker

Ostpreußen Provinz-Wappen Best.-Nr.: 0413
Ostpreußen Elchschaufel Best.-Nr.: 0410
Königsberg Best.-Nr.: 0416
Westpreußen Best.-Nr.: 0420
Schlesien Best.-Nr.: 0417

Ostpreußen Provinz-Anstecker Best.-Nr.: 5520
Ostpreußen Elchschaufel-Anstecker Best.-Nr.: 0003
Westpreußen-Anstecker Best.-Nr.: 0004
Preußen-Anstecker Best.-Nr.: 0007
Königsberg-Anstecker Best.-Nr.: 0030
Stand-Anstecker Stadtwappen Gumbinnen Best.-Nr.: 0004

Format: 14,5 x 9,5 cm
jetzt als Sonderangebot statt € 1,99 je Aufkleber nur € 1,49

je Anstecker nur € 2,95

Pommern, Schlesien, Sudeten
Ost- und Westpreußen
Die Heimat unvergessen!

Best.-Nr.: 6346 · Best.-Nr.: 6347 · Best.-Nr.: 6348 · Best.-Nr.: 6210 · Best.-Nr.: 6472 · Best.-Nr.: 6473

Rundstempel
Durchmesser 30 mm
je Stück € 12,95

lesensWERT!
Die Buchempfehlung des Preußischen Mediendienstes!

PMD Preußischer Mediendienst
Oliver Rieckmann empfiehlt...

Claus Neuber
Marsch aus dem Untergang

Erlebnisbericht eines Rückkämpfers vom Zusammenbruch der „Heeresgruppe Mitte" im Sommer 1944 in Weißrußland. In diesem Buch wird der abenteuerliche Kampf beim Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte und das Rückfluten der deutschen Einheiten vom Dnjepr bis zur Reichsgrenze im Sommer 1944 anhand eigener Erlebnisse beschrieben.

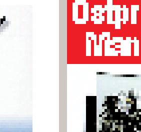
Vor unseren Augen läßt der junge Leutnant, der während 70 Tagen über 1.000 Kilometer hinter der russischen Front den Weg zurück zu den deutschen Stellungen fand, das Drama und die Tragödie dieses Anfangs vom Ende des Ostfeldzuges sich entwickeln und abrollen.

Wir lernen Kameraden kennen und ihre verzweifelte Hoffnung, dem Untergang durch Aufbieten der letzten Kräfte Einhalt zu gebieten und ihm dadurch zu entkommen.

Wir erleben in diesem Buch, das den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in den Bann schlägt, die Grenzen des Menschseins, den tragischen Marsch durch die Hölle der Stahlgewitter der Roten Armee, den Verlust von Kameraden, aber auch den Wert von Kameradschaft und Treue bis zum letzten Atemzug.

Ein Buch, das seinesgleichen sucht, und aus der Feder eines damals jungen Offiziers dem Drama dieser in der Kriegsgeschichte einmaligen Katastrophe ein literarisches Denkmal setzt.

Geb., mit Schutzumschlag, 368 Seiten mit Abb.
Best.-Nr.: 6444, € 19,90





Agnes Miegel
Wie ich zu meiner Heimat stehe
(Hrsg. Helga u. Manfred Neumann)
Feuilletonistische Texte
Gebunden, 311 Seiten
Best.-Nr.: 1109, € 19,80

Ostpreußen-/Preußen-Manschettenknöpfe



Manschetten-Knöpfe
mit Preußenadler, Größe: 18 x 18 mm, emaillierte Oberfläche
Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (siehe Abb.)
Best.-Nr.: 6633, € 14,95





Der fröhliche Ostpreuße
Lustige Geschichten und Lieder in ostpreußischem Dialekt
Laufzeit: 46 Minuten
Best.-Nr.: 1057

Arno Surminski
Gruschelke und Engelmannke
Geschichten auf Ostpreußisch und Hochdeutsch
Geb., 243 Seiten
Best.-Nr.: 5990, € 16,95

Gorch Fock
Seefahrt ist not!

„Seefahrt ist not!", das ausdrucksstarke Epos über die See erschien 1913 und ist bis heute ein Meilenstein maritimer Literatur. Johann Kinau, 1880 als Sohn eines Fischers in Finkenwerder geboren, schrieb als „Gorch Fock" Erzählungen über die See und das Leben an Bord. Er selbst wurde zunächst Buchhalter. Im Krieg zu den Waffen gerufen, setzte er alles daran, in der Marine zu dienen. 1916 fiel er – erst 36-jährig – in der größten Seeschlacht der Geschichte, der Skagerrakschlacht.

Gorch Focks Bücher werden bis heute gelesen. Erstmals erscheint eines seiner Werke als Hörbuch, getreu seines Vermächtnisses: „Ich bin kein Seemann, aber die See und ihre Schiffe sprechen aus mir."

Bonus-Track: „Weiß ist das Schiff" („Gorch Fock-Lied"), gesungen vom Shantychor „Die Hornblower" der Marinekameradschaft Tarp e.V.

Laufzeit: 306 Minuten, Umfang: 5 Audio-CDs, Herausgeber: Kapitän zur See Matthias Riese
Sprecher/Erzähler: Frank Jacobsen, Klaus Mewes; Larry Evers, Gesa: Anja Buhlitz, Klaus junior, genannt Störtebeker: Nils Retzlaff



Best.-Nr.: 6614, € 19,95

Herrenschmuck-Set "Ostpreußen"



Edles Herrenschmuck-Set, bestehend aus: Manschettenknöpfen, Krawattenklemme und Anstecknadel (Pin).

Alle Schmuckstücke sind aufwendig emailliert. Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (ohne Abb.)

Best.-Nr.: 5960
statt € 49,95 nur € 24,95





Daniel Heintz
„Größte Zumutung..."
Vergehen gegen die historische Wahrheit
Über die angeblichen und tatsächlichen Verbrechen der Wehrmacht in Polen im September/Oktober 1939

MIT ZWEI WANDERAUSSTELLUNGEN, die das umstrittene linke „Hamburger Institut für Sozialforschung" (HIS) konzipiert hatte, verbreitete es zwischen 1995 und 2004 öffentlichkeitswirksam die Behauptung, die deutsche Wehrmacht habe sich im Rußlandfeldzug systematischer Verbrechen schuldig gemacht und gar einen "Vernichtungsfeldzug" geführt. Obwohl die erste Ausstellung harsche Historikerschelte bezog und wegen grober Fehler zurückgerufen und grundlegend umgestaltet werden mußte, hatte das HIS sein Ziel erreicht: nämlich die Wehrmacht pauschal anzuklagen und Mißtrauen gegen eine ganze Generation zu säen.

DOCH DAMIT NICHT GENUG, eine Folgeausstellung trat an, wurde zuerst in Polen und dann in Deutschland gezeigt. Ihr Titel: „Größte Härte..." Der Ausstellungsmacher Jochen Böhler beruft sich auf die ersten Anti-Wehrmachtausstellungen und verkündet im Katalog zur Wanderausstellung sowie in einer Monographie, bereits seit Beginn des Polenfeldzuges habe die Wehrmacht einen „Vernichtungsfeldzug" gegen die polnische Bevölkerung geführt.

DIESER ANSCHULDIGUNG ist der Historiker Daniel Heintz nachgegangen. Er hat im Bundesarchiv in den Originaldokumenten und -berichten recherchiert und ist zu erschreckenden Ergebnissen gekommen: Böhler hat Aussagen aus dem Zusammenhang gerissen, Dokumente gänzlich umgedeutet, Entlastendes unter den Tisch fallen lassen, bloß um seine These einer pauschal verbrecherischen Wehrmacht zu „beweisen"! In der nüchtern Diktion eines Geschichtswissenschaftlers widerlegt Heintz nachdrücklich die Anschuldigungen Böhlers unter Nennung zahlloser Quellen, die dieser verschwiegen hat, und kommt zu dem Ergebnis, daß dessen Behauptungen sowie seine Schriften eine „Größte Zumutung..." und nichts weniger als Geschichtsfälschung sind.

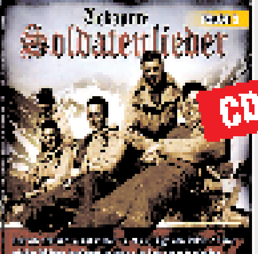
Mit einem Vorwort des Historikers Dr. Franz Uhle-Wettler.

Kart., 110 Seiten
Best.-Nr.: 6441, € 12,90

Nur noch wenige Exemplare!



Bekannte Soldatenlieder
15 Titel, Inhalt: Wenn wir marschieren, Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, Ein Heller und ein Batzen, Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein, Ich schieß den Hirsch, Oh du schöner Westerwald, Lore, Lore, u.a.
Gesamtspielzeit: 37 Min
Best.-Nr.: 5753, € 9,95



Bekannte Soldatenlieder
– Folge 2 –
12 Titel, Inhalt: Kehr' ich einst zur Heimat wieder, Wir lagen vor Madagaskar, Ich hatt' einen Kameraden, Der mächtigste König im Luftrevier, u.a.
Gesamtspielzeit: 35 Min
Best.-Nr.: 5754, € 9,95



Bekannte Soldatenlieder
– Folge 3 –
20 Soldatenlieder: Ruck-Zuck!, Die ganze Kompanie, Es ist so schön Soldat zu sein, Rosemarie, Der Gott, der Eisen wachsen liess, Ich hab mich ergeben, u.a.
Laufzeit: 49 Min
Best.-Nr.: 6078, € 9,95

Achtung! Neue Adresse Achtung!

PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Mundschenkenstraße 12 · 04109 Leipzig · Tel. (03 41) 6 04 97 11 · Fax (03 41) 6 04 97 12

Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4,00. Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und CDs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

26/08

Bestellcoupon

Menge	Best.-Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Diplomatentisch für Sanssouci gerettet

Bei rund 1000 Objekten der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg Eigentumsfrage ungeklärt

Die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG) konnte den französischen Schreibtisch Friedrichs des Großen für Schloß Sanssouci sichern. Zu Beginn des Jahres 2002 stellte eine Erbengemeinschaft überraschend Antrag auf Restitution des Schreibtischs im Schloß Sanssouci. Der im Ergebnis ausgehandelte Rückkauf stellt einen Glücksfall dar, hätte die Abgabe des Ebenistenmöbels doch einen empfindlichen Verlust für die kostbare Ausstattung des Weinbergschlosses bedeutet. Diese glückliche Lösung eines Restitutionsfalls des NS-bedingt entzogenen Kulturgutes ist der Unterstützung der Kulturstiftung der Länder sowie der Erbengemeinschaft zu verdanken. Der Tisch ist aufgrund seiner großen Bedeutung in das Verzeichnis national wertvollen Kulturgutes eingetragen.

Seit 2003 untersucht die SPSG ihre Bestände systematisch auf die Existenz unrechtmäßig entzogenen Kunstgutes. Dabei wurde festgestellt, daß zirka 1000 Objekte vermutlicher Fremdbesitz sind, also die Eigentumsfrage zu überprüfen ist.

Viele dieser Objekte zählen zu großen Konvoluten, darunter eine Bibliothek mit über 600 Büchern. Weiterhin sind es unter anderem Gemälde, Skulpturen, Möbel, Graphik, Porzellan und Metallgegenstände. In den meisten Fällen befinden sich die Kunstwerke aufgrund ihres geringen künstlerischen Wertes oder der fehlenden Beziehung zum Sammlungszusammenhang der SPSG bereits seit Jahrzehnten in den Depots.

Der Fremdbesitz gelangte aus unterschiedlichsten Herkunftsbereichen in die Bestände der SPSG. Der Großteil stammt aus brandenburgischen Schloßbergungen, die im Rahmen der Bodenreform durchgeführt wurden, anderen Enteignungen der Sowjetischen Militäradministration, aber auch aus fehlgeleiteten Kriegsverlagerungen, sowohl aus privater Hand als auch von anderen deutschen Museen. Auch fehlgeleitete Rückgaben von Museumsgut, das anläßlich der sowjetischen Rückgabeaktion von Beutekunst 1958/59 nach Potsdam kam, konnten in den Beständen identifiziert und restituiert werden. In den vergangenen drei Jahren wurden 70 Kunstwerke an ihre rechtmäßigen Eigentümer zurückgegeben.

Schloß Sanssouci wurde 1745 bis 1747 nach Plänen von Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff erbaut. Für sein Schlafzimmer, das auch als Arbeitsraum diente, ließ der Monarch im Herbst 1746 in Paris durch Friedrich Graf von Rothenburg den Schreibtisch gemeinsam mit einem Aktenschrank erwerben. Als Schöpfer wird der berühmte Ebenist (Kunsttischler) Jean-Pierre Latz angenommen.

Der Restitutionsfall war auch Anlaß für umfangreiche kunsthistorische und naturwissenschaftliche Analysen des Schreibtischs. Von Fachleuten war die Frage aufgeworfen worden, ob es sich um ein Stück des 19. Jahrhunderts handeln könnte. Holzbiologische und dendrochronologische Untersuchungen haben die Zweifel an der Echtheit des Schreibtisches jedoch nicht bestätigt.

Der Diplomatentisch ist mit exotischem Satinholz furniert. Das Konstruktionsholz ist Eiche. Der Korpus ist mit feuervergoldeten Bronzebeschlägen in Form von Rocaillen, Akanthusranken und Palmwedeln dekoriert. Auffälligster Schmuck sind die zierlichen vollplastischen Bronzeköpfe in den Einziehungen der Beine – zwei Mädchen- (sogenannte „Espagnolettes") und zwei Jünglingsköpfe.

In dem überaus reichen, filigranen Bronzeschmuck, der sich über das gesamte Möbel zieht, ist die Vorliebe Friedrichs des Großen für kostbare Bronzeobjekte zu erkennen. Mit seinen lebendig geschwungenen Pflanzenranken fügt sich der Schreibtisch harmonisch in die Raumgestaltung von Sanssouci ein. In der Innenarchitektur des Baus lassen sich zahlreiche Naturbezüge finden, etwa Eichen- und Weinlaubblätter an den geschnitzten und vergoldeten Konsoltischen in der Kleinen Galerie. Wahrscheinlich handelt es sich bei dem Schreibtisch um eine Auftragsarbeit für den preußischen Monarchen. Welche Bedeutung er für Friedrich II. einnahm, läßt sich an dem Umstand ablesen, daß er sowohl den Schreibtisch als auch den Aktenschrank in anderer Materialkombination kopieren beziehungsweise vereinfacht nachbilden ließ; diese Möbel sind, von einer Ausnahme abgesehen, in den Potsdamer Schlössern beziehungsweise in Warschau erhalten.



Schreibtisch Friedrichs des Großen samt zugehörigem Aktenschrank: Wenigstens er bleibt der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG) nun erhalten. Foto: SPSG

König Friedrich Wilhelm II. ließ das Schlafzimmer im Schloß Sanssouci im Stil des Klassizismus umgestalten. Einen Teil der Möbel seines Onkels und Vorgängers verschenkte er an den Kastellan, darunter den prächtigen französischen Schreibtisch. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts kehrte der Diplomatentisch in die preußischen Schlösser zurück. Auf einem Interieur-Aquarell ist er um 1860 im Berliner Stadtschloß zu sehen. Wohl 1873 brachte man ihn ins Neue Palais nach Potsdam. Aus ungeklärten Gründen wurde der Schreibtisch 1924 an Prinz Wilhelm, den letzten deutschen Kronprinzen, nach Schloß Oels in Schlesien abgegeben.

Von dort gelangte er 1926 an die Altkunst Antiquitäten GmbH in Berlin. Deren Direktor, der jüdische Kunsthändler Jakob Oppenheimer, und seine Ehefrau Rosa erbten drei Jahre darauf die Firma und mit ihr den Schreibtisch.

Als Jakob Oppenheimer im März 1933 aus Berlin fliehen mußte, um einer bevorstehenden Verhaftung zu entgehen, nahm er den Schreibtisch mit ins Exil nach Paris. Im Februar 1934 wurde ihm in Deutschland eine Reichsfluchtsteuer auferlegt.

In der Hoffnung, seinem Sohn eine spätere Rückkehr zu ermöglichen und um seinen Schwiegersohn zu schützen, beglich Jakob Oppenheimer diese im Januar 1935 mit der Abgabe des Schreibtisches an das deutsche Finanzministerium, das den Schreibtisch unmittelbar danach an die Schlösserverwaltung übergab.

In der Reihe „Patrimonia" der Kulturstiftung der Länder erscheint aus Anlaß des Rückkaufs eine Publikation, die, illustriert durch zahlreiche Neuaufnahmen und historische Grafiken und Fotografien, die wechselvolle Geschichte des Schreibtisches nachzeichnet. Die Darstellung wird durch zwei Beiträge zu Furnier und Holzkonstruktion sowie zu Material und Technik der Bronzebeschläge ergänzt. *SPSG*

»Spiegel« erlaubt Kritik an »Sonderweg«-These

Nun soll an der preußisch-deutschen Geschichte doch nicht alles schlechter als an jener des Westens gewesen sein

Von Rebecca Bellano

Preußen lebt, jedenfalls die Diskussion über Preußen. Und seit einiger Zeit bewegt sie sich sogar wieder in eine realistischere Richtung. Hatten doch über Jahrzehnte hinweg linke Historiker das öffentliche Bild von Preußen bestimmt und Preußen als aggressiv, kriegstreiberisch und Vorstufe zum Nationalsozialismus bezeichnet, so kommen langsam wieder gemäßigtere Töne in die Debatte. Nicht daß es nicht immer Verteidiger des preußischen Staates gegeben hätte, nur wurden sie in der öffentlichen Diskussion ausgeblendet, erhielten keine Plattform und wurden als Faschisten und Ewiggestrige verschrien. Von einem „preußisch-deutschen Sonderweg" war die Rede, der nur hierzulande einen Diktator wie Hitler ermöglicht habe.

Doch nun soll es diesen „Sonderweg" plötzlich nicht mehr gegeben haben? Und diese Erkenntnis wurde 2007 auch noch im „Spiegel" veröffentlicht. Anhänger Preußens sind verwirrt, waren sie doch gerade vom „Spiegel" gewöhnt, daß er ohne Rücksicht auf Verluste und Argumente als Wortführer auf Preußen eindrosch. Und jetzt ist es der „Spiegel", der es sich auf die Fahnen geschrieben hat, Preußens Ruf zu rehabilitieren? Ist es ein Generationswechsel bei den Historikern und Redakteuren, Überzeugung des vor wenigen Monaten skandalträchtig gefeuerten „Spiegel"-Chefs Stefan Aust, oder muß das Hamburger Magazin einfach seine Einstellung zu Preußen ändern, um überhaupt noch etwas schreiben zu können? Egal was die Motive waren, das vom „Spiegel" herausgegebene Buch „Preußen – Die unbekannte Großmacht" überrascht einfach mit einem von dieser Seite völlig unerwarteten Wohlwollen bei der Betrachtung Preußens.

Ermöglicht hat diesen extremen Kurswechsel wohl in erster Linie der in Cambridge lehrende Australier Christopher Clark. Die von ihm im vorliegenden Buch abgedruckten Aussagen basieren auf einer Argumentationskette, die so klar vorgetragen ist, daß Widersprüche einfach abprallen müssen. „Die Sonderweg-These war fruchtbar, weil sich die klügsten Geister damit auseinandergesetzt haben. Und sie erfüllte einen volkspädagogischen Zweck, denn sie ermöglichte es, verschiedene Problemkomplexe wie Militarismus, Gehorsamskult, Autoritätsgläubigkeit über den Begriff Preußen zusammen mit dem Nationalsozialismus in einen Topf zu werfen. Das hat die Entstehung einer liberalen Bundesrepublik erleichtert. Aber jetzt ist es Zeit, andere Fragen zu stellen und Raum zu schaffen für neue Sichtweisen", erklärt der Australier Christopher Clark. Demnach hätte die vereinfachende Sonderweg-These durchaus einen Nutzen gehabt, doch der habe sich jetzt überlebt. Zudem sei Preußen keineswegs historisch besonders zu bewerten. „Ist Preußen wirklich so viel widersprüchlicher als andere Staaten, daß dies nach einer eigenen Erklärung verlangt? Wenn es im 19. Jahrhundert ein Land gibt, das modern und kapitalistisch ist, mit einer freiheitlichen Verfassung, dann die USA. Zugleich finden Sie dort Sklaverei, Rassismus und die Ausrottung der Indianer mit einem beinahe genozidalen Krieg ..." Clark klagt Historiker an, die Preußen immer eine negative Einmaligkeit zusprechen wollen, und verhöhnt ihre Logik. Hätten beispielsweise die Preußen sich gegenüber den Polen derartig kaltblütig verhalten wie die Engländer gegenüber den Iren während der dort 1845 herrschenden Hungersnot, hätten zahlreiche Historiker gleich behauptet, dies sei „ein Vorspiel zur Polenpolitik des ‚Dritten Reiches'" gewesen. Auch rechnet Clark mit dem Vorurteil ab, preußische Junker seien die Personifizierung des Bösen gewesen. Die Bauern hätten bereits früh eigene Rechte gehabt und von den Pflichten, die ihre Junker ihnen gegenüber hatten, auch profitiert. „Den Bauern in Brandenburg ging es besser oder zumindest nicht schlechter als in Süddeutschland. Es fehlte nie an Einwanderern, die bereit waren, sich auf die preußischen Verhältnisse einzulassen."

Auf die Frage des „Spiegels", ob die vom Staat von oben durchgesetzten Preußischen Reformen gleichwertig mit denen durch das Volk erzwungenen seien, antwortet Clark mit einer Gegenfrage. „Was ist eigentlich besser: Daß eine Verwaltung vernünftige Politik macht und dem Volk Reformen gewährt oder eine Situation wie in Frankreich mit den revolutionären Exzessen? Wo hätten Sie lieber gelebt: in Paris 1793 während des jakobinischen Terrors oder im zugegebenermaßen etwas langweiligen Berlin? Es gehört zur Meistererzählung, die wir nur ungern loslassen, daß Revolutionen an sich etwas Fabelhaftes sind."

Christopher Clark ist keineswegs der einzige Autor, der mit eigenen Beiträgen und in dem bereits zitierten Interview zu Wort kommt. Auch andere Historiker und „Spiegel"-Redakteure künden von einer neuen Sichtweise des linken Magazins auf Preußen. Und natürlich hängen sich immer noch einige Autoren an Preußens Faible zum Militärischen, der aber nun mal der Wahrheit entspricht, man muß ihn nur in den richtigen historischen Kontext einordnen – und das geschieht hier überwiegend.

Der „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I., wird hier sogar als ein äußerst dynamischer Reformer beschrieben, der eben eine Leidenschaft für alles Militärische hegte. Nur eine Marotte also? Manchmal übertreibt es der „Spiegel" sogar, denn so positiv, um nicht zu sagen undifferenziert, wie Friedrich Wilhelm I. hier jetzt beschrieben wird, würde es trotz aller Zuneigung zu Preußen und seinen Herrschern selbst die *Preußische Allgemeine* nicht tun. Irgendwie wechselt der „Spiegel" fast von einem Extrem ins andere. So bleibt auch jetzt nur aufmerksames Lesen und Hinterfragen. Trotzdem bringt die Lektüre Spaß und ist außerordentlich unterhaltend, denn die meisten Autoren sind Meister im Schreiben. Historie mit Hilfe vieler Anekdoten und atmosphärischer, reportagehafter Einstiege lebendig zu machen, gelingt ihnen exzellent.

Die Autoren schildern Preußens Herrscher, Preußens Kultur, Preußens Kriege, Preußens Gesellschaft und die Folgen Preußens. Und natürlich gibt es noch vereinzelt Formulierungen wie: „Immerhin hielt das Kaiserreich trotz nationalen Größenwahn über 40 Jahre Frieden mit den Nachbarn, ehe es Europa dann doch 1914 mit Krieg überzog, nicht als Alleinschuldiger, aber als Hauptschuldiger." Eine Entdramatisierung der Wortwahl und weitere Hintergrundinformationen würden hier durchaus zu noch mehr Objektivität und mehr Lesegenuß führen. Wenn man unter anderem schon von „nationalem Größenwahn" spricht, dann sollte man auch erwähnen, daß dieser in ganz Europa gerade im „Trend" lag, andernfalls liegt nämlich wieder der Verdacht nahe, daß das preußisch-deutsche Kaiserreich einen „Sonderweg" beschritten hätte.

Während Klaus Wiegrefe schreibt, daß Preußen passé sei und man nicht mehr von Preußen lernen könne, führen seine Kollegen und ja, sogar er selbst den von Preußen initiierten Fortschritt an, der bis heute nachwirkt. Ob Aufklärung, Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft, preußische Tugenden und vieles mehr, all jenes läßt die Menschen der Gegenwart und auch der Zukunft noch heute von Preußen lernen. Und daß Beschäftigung mit Preußen noch heute für die Allgemeinheit neue Erkenntnisse bringt, schreibt beispielsweise Jan Friedmann. „Die preußischen Junker gelten als Inkarnation von Militarismus und Untertanengeist. Neue Forschungen relativieren das Bild von den bornierten Chauvinisten."

***Stephan Burgdorff, Norbert F. Pötzl, Klaus Wiegrefe (Hrsg.): „Preußen – Die unbekannte Großmacht"**, DVA, München 2008, geb., 318 Seiten, 19,95 Euro*



Nr. 26 – 28. Juni 2008

MELDUNGEN

Lötzen kauft Bahnhof

Lötzen – Die Stadt Lötzen beabsichtigt, den Bahnhof der Staatsbahn (PKP) zu kaufen. Das Gebäude, in dem sich die Bahnhofs-Toiletten befinden, hatte sie vorher bereits gekauft. Wie die Bürgermeisterin der Stadt, Jolanta Piotrowska, sagt, beginnen die Verhandlungen mit der Staatsbahn, sobald die Stadtverordneten damit einverstanden sind. Nach der derzeitigen Auseinander-Rechnung der bisherigen Aufwendungen für die Modernisierung ist es geplant, den Teil des Gebäudes zu kaufen, in dem sich die Fahrkartenschalter, der Warteraum für die Reisenden und die Büros einiger Dienstleistungsfirmen befinden. Zur Zeit ist der Bahnhof von der Stadt gepachtet. Der Pachtvertrag läuft am Ende des nächsten Jahres aus. Die Stadtverwaltung hat bereits einen Beschluß für den Kauf des Bahnhofes vorbereitet. Es besteht die Hoffnung, daß bei den Verhandlungen erreicht wird, daß die Staatsbahn die Kosten der Renovierung übernimmt. Für die Renovierungsarbeiten hat die Stadt bereits mehr als eine Million Zloty (296 203 Euro) bezahlt. *G.B.*

Visum erleichtert

Königsberg – Hoffnungsvoll nahmen die Exklavenbewohner das Gesetz der Staatsduma der Russischen Föderation auf, das erleichterte Visaregelungen für besondere Anlässe wie das UEFA Champions League in Moskau vorsieht.. Ohne Visum können Ausländer auch zu den Olympischen Spielen 2014 nach Sotschi reisen. Die Königsberger hoffen, daß das Beispiel auch in Bezug auf die Exklave Anwendung finden wird.

»Weg nach Nirgendwo«

Polen und Russen planen gemeinsam eine Wiederbelebung der alten Reichsstraße Nr. 1

Von Jurij Tschernyschew

„Berlinka“ nennen heutige Königsberger die Fernstraße, die in den 30er Jahren als „Reichsstraße Nr. 1“ erbaut wurde und Königsberg über Elbing mit der deutschen Hauptstadt Berlin verband. Ihre Erbauer konnten mit Recht stolz auf ihr Werk sein. In der damaligen Zeit galt die Straße als eine Errungenschaft des Ingenieurwesens, weil sie ein hohes Verkehrsaufkommen bewältigen konnte und durch ihr Ausmaß insgesamt beeindruckte.

Hätte man damals ahnen können, daß die Autobahn nur wenige Zeit später überflüssig sein würde? Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie durch die Grenze zwischen der UdSSR und der Volksrepublik Polen unterbrochen. Während des „Kalten Krieges“ verlor die vorherige Hauptverbindungsstrecke ihre Bedeutung, da für den spärlichen Grenzverkehr, an dem im Grunde lediglich Personen teilnahmen, die offiziellen Delegationen angehörten, der Grenzübergang in Pr. Eylau (Bagrationowsk) genügte.

So wurde die Straße, die einst höchste staatliche Bedeutung hatte, vernachlässigt. An ihrem Verlauf gab es keine einzige größere Siedlung. Am Ende des Wegs befand sich eine geschlossene Grenze. Und das im wortwörtlichen Sinn – auf beiden Seiten eines geschlossenen Tores befanden sich Stacheldrahtzäune. In dieser Zeit entstand die zweite, inoffizielle Bezeichnung „Weg nach Nirgendwo“. Mit der Zeit verwilderte die Umgebung der Straße. Die „Berlinka“ selbst blieb ohne jeden Ausweg dem Verfall überlassen. Es schien, als habe sie keine Zukunft mehr.

Inzwischen verheißt die Nutzung dieser Fernstraße einen nicht unbedeutenden Gewinn im internationalen Handel, da sie die Kosten der Speditionen senken kann. Anfang der 90er Jahre, zu Zeiten der Perestrojka, gab es erste Bestrebungen zur Wiedergeburt der „Berlinka“: Man müsse sie instandsetzen und auf ihr einen Grenzübergang einrichten. Doch in den vergangenen Jahren ist in dieser Richtung nichts passiert. Dennoch haben in letzter Zeit erste Arbeiten begonnen. Entlang der „Berlinka“ wurden Straßenschilder aufgestellt und neue Markierungen angebracht. Auf den letzten 14 Kilometern vor der polnischen Grenze sind noch Betondecken aus der Vorkriegszeit gut erhalten geblieben. Die Straße ist in letzter Zeit belebter, man kann wieder Verkehr auf ihr beobachten. Unweit der Grenze wurde sogar eine Tankstelle gebaut.



Straßenidylle: Noch erinnert hier nichts an eine bedeutende Verkehrsader. Foto: Tschernyschew

Doch wann ist ein Ende der „Berlinka“ als „Weg nach Nirgendwo“ in Sicht? Vor kurzem trafen sich Repräsentanten aus Königsberg und Elbing, um einen Vertrag über die Zusammenarbeit beider Städte für zwei Jahre zu unterschreiben. Ein Schlüsselpunkt dieses Vertrags betrifft die Bauarbeiten einer Straße, die mit Unterstützung der Europäischen Union durchgeführt werden sollen. Planmäßig soll dies im ersten oder zweiten Quartal 2009 geschehen. Wenn dies tatsächlich eintreffen sollte, dann beginnt die alte Reichsstraße Nr. 1 ihr neues Leben in ihrem Jubiläumsjahr, denn die Bauarbeiten an der Straße wurden 1939 abgeschlossen,

Am Stadtrand von Königsberg, nicht weit von der „Berlinka“ entfernt, gibt es eine Brücke, die die Königsberger „Berliner Brücke“ nennen, obwohl sie überhaupt keine Verbindung mit der berühmten Berliner Fernstraße hat. Die Brücke wurde 1935 fertiggestellt. Sie hieß damals „Palmburger Brücke“, genannt nach dem in der Nähe befindlichen Ort Palmburg (heute Pribreschnoje). Schon während des Baus waren in den Brückenpfeilern Minenkammern vorgesehen, die eine bestimmte Menge Sprengstoff aufnehmen konnten. Auf diese Weise war die Brücke schon für eine Sprengung vorbereitet, die dann in der Nacht vom 29. auf den 30. Januar 1945 erfolgte, als die Rote Armee auf die Vorstädte Königsberg vorrückte. Anfang der 70er Jahre wurde ein Fahrstreifen erneuert, heute fließt der Verkehr in beiden Richtungen, eine Verbreiterung und ein Umbau der Brücke wird diskutiert. Es ist gut möglich, daß es im Königsberger Gebiet bald eine „Berliner Brücke“ und eine „Berliner Fernstraße“ geben wird.

Münchhausen-Anhänger feierten den 32. Mai

In Königsberg zogen sich die Teilnehmer des Wettbewerbs am eigenen Schopf aus dem Sumpf

Von Jurij Tschernyschew

Am 1. Juni fand in Königsberg ein außergewöhnliches Ereignis statt, das vom international agierenden Club „Enkel Münchhausens“ organisiert wurde. Das Datum wurde nicht zufällig gewählt, da Münchhausen, der „ehrlichste Mensch der Welt“, in seinen Reiseberichten vom 32. Mai erzählte, was ja dem 1. Juni entspricht.

Baron Münchhausen und vor allem seine Erzählungen sind in Rußland sehr populär. Viele von ihnen wurden verfilmt. Obwohl viele denken, daß der Baron eine erfundene Person war, hat es ihn wirklich gegeben. Seine Abenteuer und sein Lebensweg waren tatsächlich mit Rußland verbunden. Karl Friedrich Hieronymus Freiherr von Münchhausen wurde 1720 in Bodenwerder, in der Nähe von Hannover, geboren. Sein Geburtshaus ist heute ein Museum.

Münchhausen fuhr mit 17 Jahren nach St. Petersburg, um als Page im Prinzengefolge Anton-Ulrichs von Braunschweig zu dienen. Die übrigen Pagen weigerten sich, nach Rußland zu fahren, weil es als ein kaltes und wildes Land galt. Man glaubte, daß auf den Straßen der Städte hungrige Wölfe und Bären lauerten und solch eine Kälte herrsche, daß die Wörter erfrören; deswegen müsse man sie in Form von Eisblöcken ins Haus tragen, damit sie auftauen und man sie hören könne.

Es ist auf jeden Fall besser in Rußland zu erfrieren, als von der Langeweile im Schloß des Herzogs von Braunschweig zu sterben!, dachte Münchhausen und ging 1738 nach St. Petersburg. In Rußland war er zuerst ein Page im Gefolge des Prinzen, später diente er im Kürassierregiment. Als 1744 Sophie Auguste Friederike – die zukünftige Zarin Katharina die Große – die Grenze des Russischen Imperiums überquerte, begrüßte sie die Ehrengarde der russischen Kürassiere, die von den Beauftragten des Freiherrn von Münchhausen geführt wurden. Insgesamt lebte Münchhausen 14 Jahre lang in Rußland, und als er nach Deutschland zurückkehrte, führte er ein normales Leben. Schon bald begann er, seine berühmten Geschichten von den Erlebnissen in Rußland niederzuschreiben, vielleicht, um der Langeweile zu entgehen.

Auch in Königsberg wird diese außergewöhnliche Persönlichkeit sehr geliebt und verehrt. Deshalb steht seit dem Jubiläum der Stadt im Jahre 2005 in der zentralen Parkanlage ein Denkmal für Münchhausen, das der Bildhauer Georg Petau schuf, ein Geschenk der Stadt Bodenwerder. Neben dem Denkmal wurde am 1. Juni ein „Flashmob“ (spontane Verabredung über Handy oder dergleichen) organisiert. Tausende von Mitgliedern des Clubs „Enkel Münchhausens“, dessen Stab sich in Königsberg befindet, organisierten in sechs verschiedenen Städten der Welt eine außergewöhnliche Aktion. Die Teilnehmer in Königsberg, Moskau, Peking, Riga, Buenos Aires und Bodenwerder versuchten die Heldentat des „ehrlichsten Prahlers und Lügners“ zu wiederholen, nämlich sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf herauszuziehen. Die Nachfolger des Helden, die sich neben dem Münchhausen-Denkmal versammelten, zogen sich an den Haaren und standen langsam aus der Kniebeugeposition auf, und bewiesen so, daß die Heldentat ihres Vorbilds realistisch sei. Wer keine Haare mehr hatte, zog sich an den Ohren. Alle bewältigten diese Aufgabe mit Bravour und erhielten eine Urkunde. Es nahmen sowohl Kinder als auch Erwachsene teil. Die Aktion war sehr erfolgreich und zog neben den Teilnehmern auch Hunderte von Zuschauern an.



Münchhausen-Denkmal: Publikumsmagnet. Foto: Tschernyschew

Von der »Besenstielkiste« zum Linienflug

Ausstellung im Volkskulturmuseum Angerburg zeigt Ostpreußens Luftgeschichte in Bildern

Von Ch. Hinkelmann

Angerburg hatte keinen Zivil- oder Militärflughafen, es ist auch nicht belegt, daß in seiner Umgebung Segelflug in nennenswertem Umfang betrieben wurde. Doch nun ist im Volkskulturmuseum (Muzeum Kultury Ludowej in Angerburg) Wegorzewo ein Einblick in die ostpreußische Fliegerei vor 1945 möglich. Die Ausstellung „Mit Windkraft und Propeller – Bilder aus Ostpreußens Luftfahrtgeschichte“, vor einigen Jahren vom Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg erarbeitet und dort wie auch im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen gezeigt, ist in der Heimat der zahlreichen Fotodokumente zu sehen, die die Präsentation ausmachen.

Der Traum vom Fliegen wurde auch in Ost- und Westpreußen geträumt und so ersannen Menschen dort Möglichkeiten, sich den Vögeln gleich in die Lüfte zu schwingen. Daß dies nicht immer erfolgreich war zeigte, nach dem tragischen Tod Otto Lilienthals, 1896 die „Erste Ostdeutsche Flugzeugfabrik Rößel in Ostpreußen“. Ihr Name war Anspruch und Programm, doch ihre Bilanz war bescheiden: Das einzige, 1910 von Ingenieur Bloeß konstruierte und von Unternehmer Fest finanzierte Flugzeug der Firma erreichte immerhin 30 Meter Höhe, erlebte aber mehrere Bruchlandungen, so daß das Unternehmen wegen zu hoher Kosten 1911 eingestellt wurde.

Die eigentliche Luftfahrtgeschichte Ostpreußens begann gleich nach dem Ersten Weltkrieg und war eine direkte Folge der Bedingungen des Versailler Vertrages, die den Motorflug in Deutschland verboten. Damals besann sich Ferdinand Schulz (1892-1929), ein begeisterter Weltkriegsflieger, auf die Versuche Lilienthals, motorlos zu fliegen und baute mehrere Varianten leichter Fluggeräte. Die bekannteste dieser Konstruktionen war die „FS 5“, die später sogenannte „Besenstielkiste“, deren Steuerknüppel tatsächlich aus Stielen der bekannten Kehrgeräte bestanden. Mit diesem Gleiter blieb er am 11. Mai 1924 ganze acht Stunden und 42 Minuten in der Luft und stellte damit den ersten Dauerflug-Weltrekord im Segelfliegen auf. Dieses denkwürdige Ereignis fand während des „Zweiten Deutschen Küstensegelflug-Wettbewerbs“ nahe Rossitten auf der Kurischen Nehrung statt.



Eröffnen die Ausstellung (v.l.n.r.): Krystyna Jarosz (Muzeum Kultury Ludovej), Julita Venderbosch (Kulturreferentin für Ostpreußen), Dr. Christoph Hinkelmann Foto: T. Althoff

Hier hatten Schulz und seine Mitstreiter mit dem ständig wehenden Seeküstenwind ideale Bedingungen für den Segelflug ausfindig gemacht und mit den seit 1923 stattfindenden Wettbewerben einen zweiten Schwerpunkt des deutschen Segelflugs etabliert. Der andere war die Wasserkuppe auf der Rhön, wo die Thermik den Segelflug ermöglicht. Fortan kümmerten sich beide in der „Rhön-Rossitten-Gesellschaft“ vereinigten Zentren um die Flugbegeisterten. In Rossitten wurden zwischen 1924 und 1944 etwa 30 000 Segelflugschüler ausgebildet. Den neben der Geschichte des Segelflugs in Ostpreußen zweiten Schwerpunkt der Ausstellung bildet die „Deutsch-Russische Luftverkehrs-Gesellschaft“ (Deruluft), die zwischen 1921 und 1936, de facto bis 1937, bestand. Die Zusammenarbeit zwischen dem Kriegsverlierer Deutschland und dem international isolierten Sowjet-Rußland (diese Bezeichnung erklärt den Bestandteil „Russisch“ im Firmennamen) ermöglichte es dem Reich, eine motorisierte Fluglinie einzurichten. Wenn auch die Gesellschaft gleichmäßig im Besitz Deutschlands und der Sowjetunion war, so flogen die Maschinen in den ersten Jahren der Deruluft unter dem Kürzel „RR“ für „Rossiskaja Respublika“. Start- und Zielflughafen auf deutscher Seite war die ostpreußische Hauptstadt Königsberg, bis 1927 eine Streckenerweiterung nach Berlin eingerichtet werden konnte. Auf russischer Seite war dies Moskau. Die Deruluft flog zunächst nur im Sommerhalbjahr und war dennoch eine der ersten Fluggesellschaften mit regelmäßigem, wenn auch nie ganzjährigem Flugplan. Das Streckennetz wurde bald um wichtige Metropolen, z.B. Riga und Leningrad (heute St. Petersburg), erweitert. Der Königsberger Flughafen Devau erhielt bereits 1922 einige der modernsten Gebäude im damaligen Europa und wurde durch die Anbindung der Lufthansa 1926 zur wichtigen Drehscheibe des ostmitteleuropäischen Flugverkehrs. Leider verschlechterten sich die politischen Rahmenbedingungen auf beiden Seiten der Vertragspartner nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, man kam überein, die Deruluft aufzulösen. Ein seltenes Beispiel guter deutsch-sowjetischer Zusammenarbeit fand sein Ende.

Fotos, Plakate, Werbeanzeigen und zahlreiche weitere Dokumente lassen die Geschichte der Luftfahrt in Ostpreußen vor 1945 lebendig werden. Die Ausstellung „Mit Windkraft und Propeller“ im Volkskulturmuseum Angerburg wurde von der Kreisgemeinschaft Angerburg e.V. vermittelt und vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien finanziell unterstützt, insbesondere die gesamte Übersetzung ins Polnische. So wird die eröffnete Ausstellung komplett zweisprachig präsentiert und für viele deutsche Ostpreußenreisende ein lohnendes Ziel sein. Sie wird dort noch bis zum Herbst gezeigt, ein genaues Enddatum der Laufzeit steht aber noch nicht fest. Im kommenden Jahr ist eine Präsentation auf der Wasserkuppe in der Rhön vorgesehen, weitere Stationen sind angefragt.



Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

heute gehen wir weit in die Vergangenheit zurück, hundert Jahre und noch länger. Es gibt eben Ereignisse, die beschäftigen uns, auch wenn wir keine persönlichen Beziehungen zu den damals handelnden Personen hatten oder haben. Sammler bekommen das oft zu spüren, wenn sich ein Brief, ein Dokument, ein Buch oder Bild nicht nur als Objekt erweist, sondern ein menschliches Schicksal offen legt, das zum Nachdenken anregt. Oder zum Nachforschen – wie der Brief, den unser Leser **Norbert Haack** aus Duderstadt schon länger in seiner postalischen Sammlung hat. Er ist kein Ostpreuße, aber sehr an der Geschichte und Kultur unserer Heimat interessiert und deshalb auch langjähriger Bezieher unserer Zeitung. Jetzt wendet er sich erstmals an uns, weil er hofft, daß er über den in dem Schreiben geschilderten Vorfall von einem in der ostpreußischen Militärgeschichte bewanderten Leser die fehlenden Informationen erhofft. Es geht um ein Problem, das auch heute in aller Welt immer wieder die Menschen beschäftigt: Mißhandlungen innerhalb der Truppen. Geschrieben hat ihn ein Unteroffizier des **Grenadier-Regiments Friedrich-Wilhelm I** (2. Ostpr.) Nr 3. in Königsberg am 5. November 1904. Uffz. **Paul Heibutzki** teilt seinen Verwandten in Berlin mit, daß seine Kompanie aufgelöst ist und er somit aus dem Militärdienst entlassen wird. Mit kurzen Worten teilt er seinen Verwandten mit, was geschehen war: „Lieber Onkel und Tante! Was ich schon immer sagte, daß ich nicht 12 Jahre dienen werde, wird sich in der nächsten Zeit bewahrheiten. Am 1. April d. J. kam von unserer Kompanie ein Lehrer zur Entlassung. Dieser klagte nun im Herbst sämtliche Offiziere und Unteroffiziere von uns dem Oberst an wegen Mißhandlung der Leute. Unsere Sache ist jetzt beim Kriegsgericht und die ganze Kompanie ist alle Tage zum Verhör. Wir werden jedenfalls alle bestraft werden. Ebenso müssen wir sofort nach Verbüßung der Strafe losgehen. Diesen Vorfall habe ich auch nach Hause geschrieben. Daß man nun nach Hause nicht gehen kann, ist doch selbstverständlich. Wenn beim Urteil keine Degration vorliegt, so kommt man schließlich noch als Schutzmann in Hamburg an. Im anderen Falle muß man wieder von Anfang an, etwas zu lernen. Natürlich in Berlin. Oder vielleicht erhalte ich einen Posten meinem Wissen entsprechend. Ja, so sieht es aus, wenn man kein Glück im Leben hat. Sobald die Hauptverhandlung gewesen und das Urteil verkündet ist, werde ich Dir auch Bescheid schreiben. Jedenfalls wird unsere ganze Kompanie aufgerieben werden. Behalte noch alles als ein Geheimnis für Dich und Deine Frau. Besten Gruß Dein Neffe Paul.“

Das Geheimnis wird bald keines mehr gewesen sein, denn dieser Vorfall dürfte doch weite Kreise in Königsberg gezogen haben. Das Gren.-Regt. Friedrich-Wilhelm I. war ja schließlich nicht irgendeines. Wie lautete das Urteil des Kriegsgerichtes, was geschah mit den angeklagten Offizieren und Unteroffizieren? Welchen Weg das Schicksal des Briefschreibers nahm, der sich selber als Pechvogel sah, wird wohl niemand mehr klären können. Sein Schreiben an den Onkel **Fr. Napiwotzky** in der Berliner Brandenburgstraße läßt zwischen Zeilen erkennen, daß er hofft, in Berlin – vielleicht mit Hilfe seiner Verwandten –, einen beruflichen Neuanfang zu finden. Aber das ist auch nicht so wichtig, Herrn Haack interessiert der Fall als solcher. Vielleicht – so hofft er – besitzt ein Leser die Regimentsgeschichte oder kann Hinweise geben, wo diese zu finden ist. (Norbert Haack, Hoher Berg 9, 37115 Duderstadt, Telefon: 0 55 27 / 66 68)

Da wir schon einmal bei der Militärgeschichte sind, möchte ich mich – wenn auch verspätet – bei Frau **Inge Bielitz** bedanken, die im Nachlaß ihres Bruders einige Postkarten aus dem Ersten Weltkrieg fand, mit welchen die Arbeit des Deutschen Roten Kreuzes in den Kampfgebieten dokumentiert wird. Sie sind sehr gut erhalten und zeigen Sanitäter mit Armbinden bei der Bergung der Verwundeten. Diese Post Cards sind deshalb interessant, weil sie von den Delegierten des Deutschen Roten Kreuzes mit Sitz am Broadway in New



Werk von Alexander Kolde Foto: privat

York herausgegeben wurden. Während die allgemeine Beschriftung englisch ist, sind die Erklärungen zu den Abbildungen in deutscher Sprache gehalten, wie „Der Ernst des Krieges tritt in den Feldlazaretten unmittelbar hinter der Gefechtslinie zu Tage. Stete Gefahr umgibt alle, die hier in Unterständen ihre Pflicht tun.“ Ich soll auf Wunsch von Frau Bielitz die Karten an dokumentarisch Interessierte weitergeben.

Manchmal denke ich, unsere Leserinnen und Leser spielen mir nach Absprache den Ball zu, daß ich manche Themen so vielseitig behandeln kann, wie man es sich als Kolumnistin nur wünschen kann, denn auch der dritte Komplex fügt sich heute nahtlos in das Thema „Militärgeschichte“ ein. Aber diesmal geht es um eine kulturelle Frage, denn wieder haben sich die Schwestern **Berta und Katharina Kolde** gemeldet, die das künstlerische Erbe ihres Vaters, des Malers **Alexander Kolde**, hüten und pflegen. Jedenfalls das, was von seinem vielseitigen Schaffen geblieben ist, denn der Künstler hat den Hauptteil seines Lebenswerkes durch Kriegsgeschehen und Vertreibung verloren. Um so erfreuter waren seine Töchter, als sie jetzt auf einer Auktion ein bisher unbekanntes Werk ihres Vaters erstehen konnten. Es ist mitten im Ersten Weltkrieg, wahrscheinlich 1916, entstanden und zeigt das Portrait eines Uniformierten. Kolde war im Ersten Weltkrieg an der Ostfront, wurde zweimal verwundet, das letzte Mal schwer. So könnte man annehmen, daß das Bild während der Rekonvaleszens entstanden ist. In Hamburg lag der Verwundete längere Zeit in einem Lazarett. Es ist also wahrscheinlich, daß es sich bei dem Portraitierten nicht um einen Ostpreußen handelt, deshalb dürfte er ein Unbekannter bleiben. Aber vielleicht kennt jemand dieses Bild, hat es einmal irgendwo gesehen und kann den Schwestern Kolde helfen, die Legende zu diesem Bild zu erstellen, wobei auch Erklärungen über die Uniform des Abgebildeten erwünscht sind. (Berta A. Kolde, Windfeld 32, 22559 Hamburg, E-Mail: KOLDE@hamburg.de oder berta.KOLDE@hamburg.de

Um ein Hochzeitsgedicht handelt es sich bei unserem geliebten „Ännchen von Tharau“. Als Hochzeitscarmen von Simon Dach für die Pfarrerstochter **Anna Neander** geschrieben, als sie 1637 den jungen Pfarrer **Johann Portatius** in der Tharauer Kirche heiratete. In Auftrag gegeben von dem „Gevatter“ der mit 13 Jahren Waise gewordenen Pfarrerstochter, dem angesehenen Kaufmann und Mälzenbräuer **Caspar Stolzenberg** vom Löbenicht, der Bierbrauerstadt des damals noch dreigeteilten Königsberg. Und um diesen Caspar Stolzenberg dreht sich der Wunsch von unserem Leser **Wolfgang Pauly**, der sich im Rahmen seiner Familienforschung mit der Linie Stolzenberg beschäftigt, wobei ihm viele Angaben über die angesehene und bedeutsame Familie vor dem Jahr 1800 fehlen. Es gibt einige Ansatzpunkte, so hing in der Wehlauer Jacobi-Kirche eine 1794 gegossene Glocke mit dem Namenszug **Friedrich Stolzenberg**. In Tilsit lebte ein **Johann Bernhard Stolzenberg**, der 1807 Justizkommissar, Polizeipräsident und Bürgermeister war. Herr Pauly möchte nun herausfinden, ob es zwischen diesem und dem Kaufmann Caspar Stolzenberg vom Löbenicht eine Verbindung gab. Der Patenonkel der Anna Neander, der ihre Hochzeitsfeier im Junkerhof auf dem Kneiphof ausrichtete, wobei auch der von ihm bezahlte Hochzeitsreigen gesungen und getanzt wurde, war er ein sehr wohlhabender Mann, der bei Annas Taufe 1618 schon im besten Mannesalter gewesen sein muß. Wo und wann er geboren wurde, ist unbekannt, ebenfalls sein Familienstand und Sterbedatum. Daß es sich um eine alteingesessene Kaufmanns- und Brauerfamilie handelt, geht aus den „Königsberger Leichenpredigten 1579-1724“ hervor, in denen mehrmals der Name Stolt(z)enberg vorkommt, stets als Mädchenname der Ehefrauen von Mälzenbrauern. So ehelichte der Kaufmann **Konrad Rump** im Jahre 1682 **Katharina Stoltzenberg**, Tochter des Kaufmanns und Mälzenbräuers **Joachim Stoltzenberg** zu Königsberg. Dieser könnte ein Sohn oder Neffe von Caspar gewesen sein. Vielleicht erweist sich dies als eines der gesuchten Puzzleteilchen im Familienmosaik von Wolfgang Pauly, der wünscht und hofft, daß sich – auch aufgrund dieser Hinweise – Nachkommen der Königsberger Stolt(z)enbergs bei ihm melden. (Wolfgang Pauly, Hasentorwall 4, 49076 Osnabrück).

Das Ännchenlied wurde ja im samländischen Platt geschrieben: **Annke von Tharau** es, de mi gefällt, und um ein plattdeutsches Gedicht geht es auch bei der Frage von Herrn **Rudolf Lange**. Seine Eltern stammten aus Basien, Kreis Braunsberg. Die Flucht über See führte sie nach Mecklenburg. Dem kleinen Rudolf sagte die Mutter immer ein Gute-Nacht-Gedicht in ihrer heimatlichen Mundart, von dem er aber nur noch eine Zeile weiß, die etwa so lautete: „Schloap, min Kindke, schloap on drehm, de Buscher geht da mang de Beem ...“ Es stammt nicht aus einem der plattdeutschen Wiegenlieder, die ich kenne. Mit dem „Buscher“ könnte der Kinderschreck „Buschebaubau“ gemeint sein, der zwischen den Bäumen geht. Vielleicht erinnert sich jemand an dieses Gedicht, darüber würde auch ich mich freuen.

Eure

Ruth Geede

„Unsere Familie“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de



ZUM 102. GEBURTSTAG

Dorau, Hildegard, geb. **Slomke**, aus Brösen, Danzig, jetzt Petersstraße 21 A, 23701 Eutin, am 2. Juli

ZUM 99. GEBURTSTAG

Jankowski, Emma, geb. **Hella**, aus Wolfsee, Kreis Lötzen, jetzt Segeberger Straße 40 A, 238454 Itzstedt, am 5. Juli

Lehmann, Erwin, aus Monken, Kreis Lyck, jetzt La Font Jouzeau, chez M. et Mme. Ferdinand Delias, F-16250 Plassac-Rouffiac, Frankreich, am 2. Juli

ZUM 95. GEBURTSTAG

Pfeiffenberger, Martha, geb. **Kotsch**, aus Klemenswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Marschweg 66, 24568 Kaltenkirchen, am 30. Juni

ZUM 94. GEBURTSTAG

Berger, Eugen, aus Kattenau, Kreis Ebenrode, jetzt Südweg 20 B, 06255 Schafstädt, am 30. Juni

Buchow, Ilse, geb. **Zuhn**, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Hebborner Straße 129, 51467 Bergisch Gladbach, am 2. Juli

Jackson, Hidegard, geb. **Petrowitz**, aus Lötzen, jetzt Otto-Langbehn-Straße 10, 23669 Timmendorfer Strand, am 2. Juli

ZUM 93. GEBURTSTAG

Dinse, Ida, geb. **Lippenat**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Thälmannplatz 25, 14776 Brandenburg, am 3. Juli

Hausmann, Emma, geb. **Karbowski**, aus Ortelsburg-Abbau, jetzt Rönskenstraße 40, 46562 Voerde, am 3. Juli

Soppa, Otto, aus Lyck, jetzt Eddastraße 10, 42117 Wuppertal, am 4. Juli

ZUM 92. GEBURTSTAG

Bludau, Eva, aus Rogenau Rittergut, Kreis Ortelsburg, jetzt Amselring 13, 31608 Marklohe, am 30. Juni

Diester, Heinz, aus Kühnbruch, Kreis Wehlau, jetzt Mühlenstraße 8, 27809 Lemwerder, am 6. Juli

Thiel, Frieda, geb. **Reischuck**, aus Stellwagen, Kreis Elchniederung, jetzt Bredenhop 17, 32609 Hüllhorst, am 1. Juli

ZUM 91. GEBURTSTAG

Geschwandtner, Fritz, aus Rauhdorf, Kreis Ebenrode, jetzt Schulstraße 16, 31655 Stadthagen, am 3. Juli

Saager, Lore, geb. **Drengwitz**, aus Lyck, jetzt Metzinger Straße 15, 29351 Eldingen, am 1. Juli

ZUM 90. GEBURTSTAG

Böhnke, Rudolf, aus Wehlau, jetzt Volkardeyer Weg 16, 40472 Düsseldorf, am 5. Juli

Cudnochowski, Anna, geb. **Reinert**, aus Großdorf, Kreis Johannisburg, jetzt Schönblick 3, 35756 Mittenaar, am 3. Juli

Engel, Leni, geb. **Werner**, aus Randau, Kreis Ebenrode, jetzt Overbruchstraße 88, 47178 Duisburg, am 6. Juli

Opiolla, Paul, aus Grünfließ, Kreis Neidenburg, jetzt Im Winkel 20, 58509 Lüdenscheid, am 1. Juli

Preißner, Irmgard, geb. **Rischko**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Käthe-Kollwitz-Straße 6, 01809 Heidenau, am 5. Juli

Strobel, Frieda, geb. **Buttler**, aus Kutzburg, Kreis Ortelsburg, jetzt Stackenbergstraße 13, 42329 Wuppertal, am 5. Juli

Stullich, Auguste, geb. **Pszolla**, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Zum Gelenberg 2, 37130 Gleichen, am 2. Juli

Wiwianka, Werner, aus Moithienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Hatzperstraße 173 A, 45149 Essen, am 2. Juli

ZUM 85. GEBURTSTAG

Babace, Marianne, geb. **Weise**, aus Zohpen, Kreis Wehlau, jetzt Südstraße 39, 09337 Hohenstein-Ernstthal, am 3. Juli

Beyer, Edith, geb. **Gampert**, aus Lötzen, jetzt Scharfensteiner Straße 13, 65187 Wiesbaden, am 1. Juli

Bittner, Hildegard, geb. **Skrodzki**, aus Kalthagen, Kreis Lyck, jetzt Daberger Höhe 15, 50321 Brühl, am 30. Juni

Butzert, Friedel, geb. **Ruddies**, aus Thomaten, Kreis Elchniederung, jetzt Waldstraße 11 B, 36364 Bad Salzschlirf, am 2. Juli

Erle, Waltraud, geb. **Wiechert**, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Bahnhofsallee 20, 64560 Riedstadt, am 1. Juli

Fiedrich, Gustav, aus Dimmen, Kreis Ortelsburg, jetzt Rilkeweg 26, 59379 Selm-Bork, am 2. Juli

Franken, Martha, geb. **Pschkowski**, aus Erben, Kreis Ortelsburg, jetzt Fasanenweg 23, 52511 Geilenkirchen, am 5. Juli

Genoch, Waltraut, geb. **Kompa**, aus Maldanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Cecilienstraße 230, 12619 Berlin, am 1. Juli

Gramberg, Ilse, geb. **Gramberg**, aus Tapiau, Kreis Wehlau, jetzt Böglins 1 ½, 87724 Ottobeuren, am 5. Juli

Hammerschmid, Werner, aus Bißnen, Kreis Ebenrode, jetzt Mönchhoferstraße 28, 69120 Heidelberg, am 2. Juli

Karnahl, Margarete, geb. **Apsel**, aus Quilitten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Schoffenstraße 8, 78132 Hornberg, am 3. Juli

Kornfischer, Erwin, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Pontoiser Straße 56, 71034 Böblingen, am 6. Juli

Krause, Erna, aus Gerswalde, Kreis Mohrungen, jetzt Karbacher Straße 10, 31812 Bad Pyrmont, am 3. Juli

Kruppa, Ilse, aus Birkenwalde, Kreis Lyck, jetzt Elsa-Brändström-Straße 59, 31161 Bad Salzdetfurth, am 5. Juli

Linka, Erich, aus Ortelsburg-Abbau, jetzt Tailfingerstraße 57, 70567 Stuttgart, am 1. Juli

Mischke, Gertrud, aus Skurpien, Kreis Neidenburg, jetzt Oderstraße 19, 41366 Schwalmtal, am 1. Juli

Mitzkatis, Ewald, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Hasenpfad 14, 64291 Darmstadt, am 1. Juli

Much, Herta, aus Mülsen, Kreis Samland, jetzt Friederikenstraße 68, 31303 Burgdorf, am 1. Juli

Neumann, Willy, aus Lank, Kreis Heiligenbeil, jetzt Lange Seite 3 A, 48599 Gronau, am 3. Juli

Piechottka, Elfriede, geb. **Dudek**, aus Gardienen, Kreis Neidenburg, jetzt Mittelweg 8, 17168 Schwiessel, am 3. Juli

Pohl, Elfriede, geb. **Grommas**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Neuhöfer Straße 4, 67065 Ludwigslust, am 6. Juli

Raulin, Emma, geb. **Schneider**, aus Hansbruch, Kreis Lyck, jetzt Täubnerstraße 4, 31592 Stolzenau, am 30. Juni

Richter, Dr. Brigitte, geb. **Loertzer**, aus Lyck, jetzt Händelstraße 15, 45657 Recklinghausen, am 3. Juli

Sander, Hildegard, geb. **Jeromin**, aus Kleschen, Kreis Treuburg, jetzt Hacketäuer Straße 31, 42651 Solingen, am 1. Juli

Schummer, Traute, geb. **Lamshöft**, aus Grunau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Regentenstraße 35, 41352 Korschenbroich, am 29. Juni

Seidel, Elli, geb. **Krause**, aus Friedrichsthal, Kreis Wehlau, jetzt Fontaneweg 5, 30926 Seelze, am 5. Juli

Skalla, Hilde, geb. **Prostka**, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Flurweg 6, 67753 Hefersweiler, am 5. Juli

Suchodolski, Luise, geb. **Serra**, aus Alt Werder, Kreis Ortelsburg, jetzt Kirchstraße 5, 18292 Dobbin, am 2. Juli

Wähnert, Irmgard, geb. **Kurowski**, aus Wuttrienen, Kreis Allenstein, jetzt Schreberstraße 95, 06618 Naumburg (Saale), am 21. Juni

Winter, Helene, geb. **Rudat**, aus Kassuben, Kreis Ebenrode, jetzt Lassallestraße 5, 01237 Dresden, am 30. Juni

ZUM 80. GEBURTSTAG

Appelmann, Hilda, geb. **Ruddat**, aus Gutsfelde, Kreis Elchniederung, jetzt Markt 15, 51103 Köln, am 1. Juli

Behrend, Eva, geb. **Hakelberg**, aus Kattenau, Kreis Ebenrode, jetzt Moskauer Straße 1, 18311 Ribnitz, am 2. Juli

Blöhm, Gert, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Südstraße 35, 06809 Roitzsch-Bitterfeld, am 6. Juli

Brauer, Edeltraut, geb. **Falk**, aus Lyck, jetzt Falkenweg 12, 25337 Elmshorn, am 1. Juli

Buttler, Alfred, aus Neu Werner, Kreis Ortelsburg, jetzt Stader Straße 61, 21702 Ahlerstedt, am 30. Juni

Czinczoll, Ernst, aus Klein Strengeln, Kreis Angerburg, jetzt Finkenweg 1, 53842 Troisdorf-Spich, am 5. Juli

Cziszkat, Günter, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Wolfram-von-Eschenbach-Straße 1, 65187 Wiesbaden, am 5. Juli

Darge, Dietrich, aus Schirrau, Groß Schirrau, Kreis Wehlau, jetzt Zentaurenstraße 6, 28199 Bremen, am 2. Juli

Gebhardt, Ruth, geb. **Kalinski**, aus Gedwangen, Kreis Neidenburg, jetzt Altenhainerstraße 47, 04687 Trebsen, am 5. Juli

Gleißert, L., geb. **Ruddat**, aus Gronwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Südring 22, 18059 Rostock, am 4. Juli

Gogoll, Günter, aus Sonnau, Kreis Lyck, jetzt Moerser Straße 412, 47475 Kamp-Lintfort, am 30. Juni

Grötzner, Hella, geb. **Biallas**, aus Lyck, Abbau/ Waldfrieden, jetzt Hotzenstraße 4, 27333 Bücken, am 2. Juli

Grüner, Irmgard, geb. **Kopatz**, aus Wilhelmshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Lindenstraße 22, 06458 Hedersleben, am 6. Juli

Hagemann, Frieda, geb. **Leipacher**, aus Jagsten, Kreis Elchniederung, jetzt Clara-Zetkin-Straße 15 B, 17033 Neubrandenburg, am 3. Juli

Heß, Erich, aus Alexbrück, Kreis Ebenrode, jetzt Burggasse 12, 61197 Florstadt, am 1. Juli

Helgert, Inge, geb. **Niederlehner**, aus Lucken, Kreis Ebenrode, jetzt Adolf-Vielhauer-Straße 3, 75031 Eppingen, am 3. Juli

Hinz, Gerhard, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Gräfinthaler Straße 30, 66399 Mandelbachtal, am 1. Juli

Jankowsky, Siegfried, aus Königsberg, jetzt Am Hohen Feld 9 B, 22043 Hamburg, am 9. Juni

Jendges, Gertrud, geb. **Hering**, aus Rosenheide, Kreis Lyck, jetzt Ulmenstraße 4, 41751 Viersen, am 4. Juli

Jorkowski, Horst, aus Moddelkau, Kreis Neidenburg, jetzt Hilsweg 54, 37081 Göttingen, am 4. Juli

Kalwa, Dr. Ing. Gerhard, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Lessingstraße 15, 41564 Kaarst, am 6. Juli

Kaspereit, Harry, aus Heimfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Berlinerstraße 46, 74613 Oehringen, am 4. Juli

Kastl, Margarete, geb. **Ryck**, aus Auglitten, Kreis Lyck, jetzt Hufelandstraße 39, 90419 Nürnberg, am 30. Juni

Kiehne, Christel, geb. **Kerwel**, aus Schneckenwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Heinkelstraße 6, 26160 Bad Zwischenahn, am 6. Juli

Lenkeit, Helmut, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt 23 Inglesby St., 6324 Mount Barker, Western Austr., Australien, am 2. Juli

Lenz, Gisela, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Borkheider Straße 1, 12689 Berlin, am 30. Juni

Lepenies, Alfred, aus Baringen, Kreis Ebenrode, jetzt Ludwigstraße 8 A, 48153 Münster, am 2. Juli

Mähren, Erna, geb. **Podzuweit**, aus Guttschallen, Kreis Wehlau, jetzt Ehren 13, 42653 Solingen, am 5. Juli

Manke, Joachim, aus Schallen, Kreis Wehlau, jetzt Lindenstraße 6, 18551 Lohne OT Nardevitz, am 4. Juli

Marks, Frieda, geb. **Doliwa**, aus Rosengarten, Kreis Angerburg, jetzt Bramkampstraße 42, 45147 Essen, am 30. Juni

Moore, Anneliese, geb. **Hoyer**, aus Groß Friedrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt 614 W 16th St., 81003 Pueblo, COL., USA, am 30. Juni

Oeming, Waltraud, geb. **Becker**, aus Memel, jetzt Uhlandstraße 4, 66773 Schwalbach/ Saar, am 30. Juni

Raab, Gertrud, geb. **Pilch**, aus Rosengarten, Kreis Angerburg, jetzt Am Damm 3-9, 33098 Paderborn, am 30. Juni

Rinkewitz, Ilse, geb. **Korytkowski**, aus Gelitten, Kreis Treuburg, jetzt Helenenstraße 27, 30519 Hannover, am 2. Juli

Rogowsky, Karl, aus Masuren, Kreis Treuburg, jetzt Von-Behring-Straße 233, 42549 Velbert, am 1. Juli

Rosteck, Alfred, aus Saalfeld, Kreis Mohrungen, jetzt 9552 Kinsman Road, Noveltey Ohio 44072 Ohio, USA, 1. Juli

Salomon, Günther, aus Neidenburg-Schloßgut, Kreis Neidenburg, jetzt Gareisstraße 12, 39106 Magdeburg, am 1. Juli

Schiefer, Helene, geb. **Zapka**, aus Montwitz, Kreis Ortelsburg, jetzt Akazienallee 3, 40764 Langenfeld, am 5. Juli

Schimpf, Gertrud, geb. **Völkner**, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt Lene-Voigt-Straße 4, 04289 Leipzig, am 4. Juli

Schindler, Irmgard, geb. **Porgorzelski**, aus Seebrücken, Kreis Lyck, jetzt Mitscherlichstraße 39, 26382 Wilhelmshaven, am 5. Juli

Schmiel, Franz, aus Scharfeneck, Kreis Ebenrode, jetzt Imbusehplatz 3, 44787 Bochum, am 2. Juli

Schuster, Lydia, geb. **Kowalewski**, aus Sonnau, Kreis Lyck, jetzt Friedrich-List-Straße 3, 12487 Berlin, am 30. Juni

Tengler, Margot, geb. **Meier**, aus Gauleden, Kreis Wehlau, jetzt Langjähren 23, 24536 Neumünster, am 6. Juli

Warda, Kurt, aus Lyck, jetzt Asternweg 8, 22926 Ahrensburg, am 1. Juli

Winnicke, Ellen, geb. **Kiesow**, aus Liebwalde, Kreis Mohrungen, jetzt Heilbronner Straße 21, 10711 Berlin, am 2. Juli



Brandstäter, Walter, aus Barschen, Kreis Schloßberg, und Frau Dora, geb. **Boß**, aus Wildnisrode bei Kussen, Kreis Schloßberg, jetzt Unter Buschweg 24, 50999 Köln, am 15. Juni

Schwagereit, Gerhard, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, und Frau Käthe, aus Breslau, jetzt Rhedenweg 3, 28277 Bremen, am 2. Juli



Moritz, Hans-Joachim, aus Angerburg, und Frau Jutta, geb. **Wenskus**, aus Kastaunen, Kreis Elchniederung, jetzt St.-Anna-Straße 17, 80538 München, am 4. Juli

Rehfeld, A. Helmut, aus Tapiau, Kreis Wehlau, und Frau Edith, geb. **Böge**, aus Brunsbüttelkoog (SH), jetzt An der Schloßmühle 20, 64589 Stockstadt, am 5. Juli

Szesny, Winrich, und Frau Brigitte, geb. **Franke**, aus Sillginnen, Kreis Gerdauen, jetzt Beuditzstraße 118, 06667 Weißenfels, am 28. Juni

»Wir gratulieren« auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Ostheim – Sommerakademie Sticken

Das Ostheim führt auch dieses Jahr wieder eine Sommerakademie-Sticken in Bad Pyrmont durch. Für alle Interessierten werden die Techniken Hardanger-, Hohlsaum-, Ajour-, Weiß- und Schwarzsticken einschließlich Nadelspitzen von einer ausgebildeten Seminarleiterin zum Erlernen oder Vertiefen angeboten. Das siebentägige Seminar beginnt am Montag, 21. Juli, 15 Uhr, mit der Einführung und endet am Montag, 28. Juli 2008 nach dem Mittagessen (12 Uhr).

Der Komplettpreis für dieses Seminar beträgt 376 Euro im Doppelzimmer, 418 Euro im Einzelzimmer und beinhaltet Vollpension, die Seminargebühr (ohne Material) und die Tagungskurkarte für sieben Tage.

Notwendige Materialien können zu dem Seminar bei der Seminarleiterin vor Ort erworben werden.

Die Jugendbildungs- und Tagungsstätte Ostheim liegt direkt in der Kurzone von Bad Pyrmont, wenige Minuten vom Kurpark und dem Schloß mit seinen wiedererrichteten Wehranlagen, entfernt. Direkt gegenüber dem Haus befinden sich das Hallenwellen- und Freibad und ein öffentlicher, kostenloser Parkplatz. Die Zimmer haben fließend Wasser warm / kalt, teilweise Balkon. Die modernen Sanitäreinrichtungen befinden sich auf den Etagenfluren.

Die Anmeldeunterlagen fordern Sie bitte an: Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte, Parkstraße 14, 31812 Bad Pyrmont, Telefon (0 52 81) 9 36 10, Fax (0 52 81) 93 61 11, Internet: www.ostheim-pyrmont.de, E-Mail: info@ostheim-pyrmont.de

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 28. Juni, 18.05 Uhr, Arte: Sklaverei auf Italienisch – Grenzenlose Ausbeutung als Folge der Globalisierung.

Sonnabend, 28. Juni, 21 Uhr, Arte: Peking 1900 – „Aufstand der Boxer“.

Sonnabend, 28. Juni, 21.10 Uhr, n-tv: Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff.

Sonntag, 29. Juni, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Montag, 30. Juni, 22 Uhr, WDR: Das Rätsel Alzheimer.

Mittwoch, 2. Juli, 21 Uhr, Arte: Ich war ein Kamikaze.

Donnerstag, 3. Juli, 22.05 Uhr, N24: N24 History – Tod im Führerbunker.

Freitag, 4. Juli, 22.05 Uhr, N24: Nürnberg – Görings letztes Gefecht.

VERANSTALTUNGSKALENDER DER LO

Jahr 2008

2. August: Ostpreußisches Sommerfest in Osterode (Ostpreußen)
26. bis 28. September: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont
10. bis 12. Oktober: 6. Kommunalpolitischer Kongreß in Allenstein
13. bis 19. Oktober: 54. Werkwoche in Bad Pyrmont
24. bis 26. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont
8. / 9. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont
3. bis 7. November: Kulturhistorisches Seminar in Bad Pyrmont

Jahr 2009

7. / 8. März: Arbeitstagung der Kreisvertreter in Bad Pyrmont
25. / 26. April: Arbeitstagung Deutsche Vereine südliches Ostpreußen
1. August: Sommerfest der Deutschen Vereine in Hohenstein

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der *PAZ / Das Ostpreußenblatt* noch gesondert hingewiesen (Änderungen vorbehalten).

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Stefan Hein, Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@mx.de

BJO – Vom 20. Juli bis 3. August findet die traditionelle Kinderfreizeit in Otterndorf, Kreis Cuxhaven (mit der Kreisgemeinschaft Schloßberg) für Kinder von zehn bis 14 Jahren statt. Es sind noch Plätze frei. Anmeldung und Informationen unter E-Mail: bjo@ostpreussen-info.de oder Norbert Schattauer, Telefon (0 47 57) 4 63.

BJO-West – Sonntag, 13. Juli, Teilnahme am „Kleinen Ostpreußentreffen" auf Schloß Burg bei Solingen unter anderem mit einem Werbestand. BJO-Mitglieder und Freunde sind herzlich zum Mitmachen eingeladen. Keine Anmeldung nötig. Mehr Informationen im Internet: www.kleines-ostpreussentreffen.de.vu.



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Donnerstag, 3. Juli, 15 Uhr, Zusammenkunft der Gruppe auf dem Reiterhof bei Hettingen. Es soll ein Treffen in sommerfroher Runde bei Spiel und Gesang werden. Mitfahrmöglichkeiten in Buchen / Musterplatz und Edeka um 14.30 Uhr.

Lahr – Donnerstag, 3. Juli, 19 Uhr, Treffen der Gruppe zum Stammtisch in der „Krone", Dinglinger Hauptstraße 4.

Schwenningen – Donnerstag, 3. Juli, 14.30 Uhr, Treffen der Senioren im Restaurant Thessaloniki. Es werden Geschichten aus der ostdeutschen Heimat vorgelesen.

Ulm / Neu-Ulm – Sonntag, 13. Juli, 17.30 Uhr, Ost- Südostdeutscher Volkstumsabend im Saal des Bürgerzentrums Eselsberg.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Ansbach – Sonntag, 13. Juli, 13 Uhr, Heimatfestumzug. Daran nimmt die Gruppe zusammen mit allen Ansbachern Landsmannschaften teil.

Augsburg – Sonnabend, 28. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Riedinger Park, Wolfgangstraße. Wolfgang Freyberg, Direktor des Kulturzentrums Ellingen, referiert zur Geschichte der Salzburger Exulanten.

Bad Reichenhall – Die Gruppe erhielt beim letzten Treffen von ihrem Vorsitzenden Hoffmann einen Bericht über das Salzburgertreffen in Filzmoos. Anläßlich der 20jährigen Wiederkehr der Enthüllung einer Gedenktafel zur Vertreibung der mütterlichen Vorfahren (1732) Agnes Miegels (1879-1964) fand eine Feier statt. Die Festansprache hielt die Landeshauptfrau von Salzburg. Der Frauenchor von Filzmoos umrahmte die Veranstaltung mit Gesängen. Dann kam Hoffmann auf den Völkerrechtler Prof. Dr. Alfred M. de Zayas zu sprechen. Als 20jähriger Student kam er Anfang 1970 als Stipendiat in eine ostpreußische Familie nach Göttingen. Da erfuhr er zum ersten Mal von der Vertreibung der Deutschen aus ihrer angestammten Heimat. Von nun an befaßte er sich akribisch mit diesem Thema. Sein erstes Buch hieß: „Die Nemesis von Potsdam". Inzwischen liegt die 14. erweiterte Ausgabe vor. Des weiteren ist unter anderem erschienen: „50 Thesen zur Vertreibung". Kaum ein Wissenschaftler hat sich so lange und gründlich mit der Vertreibung beschäftigt wie de Zayas, der nicht nur Völkerrechtler ist, sondern auch Menschenrechtler (UN Hochkommissar). Das Kriegsende, so de Zayas, wäre auch ohne Vertreibung der Ostdeutschen denkbar gewesen. Dafür gibt es viele Beispiele. Er gehört nicht zu den „Zeitgeist-Historikern", die ihren Mantel nach dem politischen Wind hängen. Seine „50 Thesen" sind hervorragend für den Schulunterricht geeignet. Denn sie sind ein Plädoyer für die Allgemeingültigkeit der Menschenrechte und für die Notwendigkeit, aller Opfer mit Ehrfurcht zu gedenken.

Fürstenfeldbruck – Freitag, 4. Juli, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Auf der Lände.

Landshut – Dienstag, 1. Juli, Ausflug nach Kelheim und mit dem Schiff nach Berching. Zeitablauf und Programme für Spaziergänger und Wanderer werden nachgereicht. – Dienstag, 15. Juli, 14 Uhr, Treffen zum geselligen Beisammensein im Gasthaus Zur Insel.

München Nord/Süd – Sonnabend, 28. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München. Ottokar Wagner unterhält die Gruppe mit Vorträgen „Humorvolles Ostpreußen". Zu Beginn gemeinsame Kaffeetafel.

Starnberg – Donnerstag, 10. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Bayerischen Hof".

Weißenburg-Gunzenhausen – Sonntag, 6. Juli, 11 Uhr, Besuch der Ansbacher Rokoko-Festspiele: „Große Feldmusik mit Parade der markgräflichen Haustruppen aus Anlaß des Besuchs des preußischen Königs Friedrich des Großen" im Innenhof der Markgräflichen Residenz zu Ansbach. Gemeinsame Anfahrt mit dem Pkw, Sitzplatzreservierung bei dem Vorsitzenden.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Dienstag, 8. Juli, 14 Uhr, Treffen der Wandergruppe beim Roten Turm auf der Domsheide. Nähere Auskünfte erteilt Frau Kunz, Telefon 47 18 74. Die Geschäftsstelle erreicht man in der Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18.

Bremerhaven – Freitag, 27. Juni, 14.30 Uhr, Sommerfest mit Grillen im „Barlach-Haus". Kostenbeitrag: 5 Euro. Es wird um Anmeldung wir geben. Wer sich nicht anmeldet hat, bekommt keine Wurst!



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Hans Günter Schattling, Helgolandstraße 27, 22846 Norderstedt, Telefon (0 40) 5 22 43 79

LANDESGRUPPE

Landesgruppe – Sonnabend, 9. August, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Sommerfest im Landhaus Walter, Hindenburgstraße 2, U-Bahn Borgweg. Der Eintritt ist frei. Anmeldungen bis zum 25. Juli beim Gruppenleiter. Gäste herzlich willkommen. Anmeldung bei Hartmut Klingbeutel, Telefon (0 40) 44 49 93.

HEIMATKREISGRUPPEN



Heiligenbeil – Sonntag, 20. Juli, 14 Uhr, Sommerfest der Gruppe im AWO-Senioren-Treff, Bauerbergweg 7. Sie erreichen den Seniorentreff mit der Buslinie 116, ab U-Bahnhof Wandsbek Markt – Hammer Kirche und U-Bahnhof Billstedt, bis Haltestelle Bauerberg. Von hier sind es noch zwei Minuten Fußweg bis zum AWO-Seniorentreff. Es wird der Film gezeigt: „Mit der Samlandbahn von Königsberg in die Seebäder der Ostseeküste". Kostenbeitrag für Kaffee, Kuchen und Filmvorführung: 5 Euro. Anmeldungen bis spätestens 19. Juli bei K. Wien, (0 41 08) 49 08 60 (bis 10. Juli) und ab dem 13. Juli, unter Telefon (0 40) 30 06 70 92.



Sensburg – Sonntag, 6. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Grillfest im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen. Anmeldung bei K. Budszuhn, Friedenstraße 70, 25421 Pinneberg, Telefon (0 41 01) 7 27 67.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 1. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 30. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit dem Bus 443 bis Waldquelle). Es gibt einen Liedernachmittag mit Gerta Heikeon. Sie ist Mitglied der „Dittchenbühne Hamburg" und singt mit der Gruppe Küchenlieder und Moritaten und begleitet sich selbst auf der Laute.

FRAUENGRUPPE

Hamburg-Bergedorf – Freitag, 27. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Sozialen Zentrum, Ludwig-Rosenberg-Ring 47. Motto der Zusammenkunft: „Wir begrüßen den Sommer mit Geschichten und Märchen des Danziger Dichters Robert Reinick".



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Bergstraße – Sonntag, 29. Juni, 11 Uhr, Sommerfest im Haus des Geflügelzuchtvereins Reichenbach. Zum Mittagessen gibt es Prager Schinken und verschiedene Salate, Kaffee und Kuchen. Um Kuchenspenden wird gebeten.

Gießen – Auf die Fischerei und Fischerkultur in Ostpreußen war der Blick bei der letzten Zusammenkunft gerichtet. Beginnt die Ostsee bei Vogelsang in der Danziger Bucht, so geht sie weiter entlang der Frischen Nehrung, umrundet die Samlandküste und führt weiter entlang der Kurischen Nehrung bis Memel und Nimmersatt. Die Ostseefischerei wurde mit Mo-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Jetzt bestellen:

Ostpreußenkalender 2009 zum Vorzugspreis für unsere Leser

Auch für 2009 wird wieder ein Begleiter durch das Jahr mit Motiven aus Ostpreußen erscheinen. „Ostpreußen und seine Maler 2009" enthält Motive aus Masuren, dem Oberland, von der Kurischen Nehrung oder vom Samland, gemalt von bekannten Künstlern. Der Kalender ist für die Leser dieser Zeitung bis zum 30. September zum Vorzugspreis von 19,50 Euro (inkl. Versandkosten) erhältlich.

Bestellungen direkt beim Schwarze Kunstverlag, Richard-Strauss-Allee 35, 42289 Wuppertal, Telefon (02 02) 62 20 05 (nur während der Bürozeiten montags bis freitags von 9 bis 17 Uhr), Fax (02 02) 6 36 31.



Ingrid Wagner-Andersson: Netzeflicker am Haff. Foto: Kalender

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 18

torkuttern betrieben. 40 bis 60 Kilometer weit draußen lagen die Fanggebiete bei fünf Stunden Anfahrtszeit von den Häfen Pillau, Memel und Neukuhren. Bei der Küstenfischerei wurden Boote mit flacher Bauart im Bereich von drei Seemeilen eingesetzt. Gefischt wurde hauptsächlich Lachs, Meerforelle, Dorsch, Hering und Aal, aber auch Plattfische wie Flundern, Steinbutt und Scholle waren im Fang. Der Referent Heinz Schmidt hatte für die Haff-Fischerei übersichtliches Bildmaterial zusammengestellt. Bei dieser Art der Fischerei setzten die Großfischereien Keitelboote mit 13 Metern Länge ein. Bei Windstärke neun konnte man mit diesen schweren Boo-

ten noch rentabel fischen. Die kleineren Betriebe hatten die Kurren- oder Braddenkähne. Am stärksten war die Netzfischerei. Für die verschiedenen Fischarten gab es auch unterschiedliche Netzarten. Netze von 75 Metern Länge wurden durch die See gezogen. Zander, Barsche und Plötze waren hier der Fang. Es gab auch noch eine Reihe weiterer Fanggeräte wie zum Beispiel Körbe und Reusen sowie die Aalschnur, die mit 3000 Haken und Stint als Köderfisch bestückt wurde. Der Räucherkasten für Aal und Flunder wurde den Zuhörern auch erklärt, genau so wie die Winterfischerei im Eis. Für die Mitglieder gelungene Gelegenheit, ihre zahlreichen Erinnerungen einzubringen. Zum Schluß erhielt jeder von der Ersten Vorsitzenden Erika Schmidt ein Fischbrötchen.

Kassel – 44 Mitglieder und Gäste hatten sich zum Monatstreffen versammelt. Dr. Mayer-Pasinski berichtete interessant über die „Damen am Hofe Königin Luises und ihre Salongeschichte". „Salon" wurden die Empfangsabende geistreicher Frauen des 18. und 19. Jahrhundert genannt mit meist literarischen, aber auch politischen Zirkeln. Diese wurden in Berlin und Königsberg durch die Damen am Hof Königin Luises bekannt, zuerst durch Elisabeth v. Stegemann (1761 – 1835), der ersten Hedwig v. Olfers (1800 – 1891) und dann deren Tochter Marie v. Olfers (1826 – 1924), die auch einen Namen als Malerin und Schriftstellerin hatte, folgten. Viele namhafte Leute ihrer Zeit fanden sich bei diesen „Salons" ein. So zum Beispiel Hippel, Kant, E. T. A. Hoffmann, aber auch Schadow, Schinkel, Rauch oder Alexander v. Humboldt. Man traf sich einmal wöchentlich zu geistreichen Gesprächen. Die Ergebnisse dieser Zusammenkünfte, die es auch in anderer Zusammensetzung beispielsweise in Jena, Berlin oder Weimar gab, hatten kulturelle Ausstrahlung bis ins 19. und 20. Jahrhundert.

Frankfurt / Main – In der Ausgabe 22 vom 31. Mai 2008 wurde über die Wahl eines neuen Vorstandes der Gruppe Frankfurt / Main berichtet. Die Damen des „abgewählten" Vorstandes Gertrud Kluczik, Ursula Küster und Gerlinde Groß widersprechen dieser Vorstandswahl, und dem daraus resultierenden Ergebnis vom 10. März 2008. In dieser Sache ist ein Verfahren vor dem Amtsgericht Frankfurt am Main anhängig. Die Wahl vom 10. März 2008 erfolgte auf einer Sondersitzung der Gruppe.

Hanau – Mittwoch, 9. Juli, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Café Menges.

Wetzlar – Während des letzten Treffens stellte die Kulturbeauftragte Karla Weyland religiöse Frauen aus den deutschen Ostgebieten vor. Hedwig v. Schlesien hat im 12. Jahrhundert mit der Gründung von Schulen, Krankenhäusern und Armenküchen ein leuchtendes Beispiel christlicher Nächstenliebe gegeben. Die St.-Hedwigs-Kathedrale in Berlin erinnere an die Heilige und Schutzpatronin der Schlesier. 100 Jahre später sei die Adelstochter Jutta aus dem thüringischen Sangershausen mit der Betreuung von Leprakranken als Christin hervorgetreten. Im Kulmerland habe sie die Missionstätigkeit des Deutschen Ordens unterstützt. Um die christliche Erneuerung der Kirche in Westpreußen habe sich im 14. Jahrhundert Dorothea von Montau bei Danzig durch ihre innige Frömmigkeit verdient gemacht. Spuren ihres Glaubens habe die Bürgerstochter Regina Protmann (1552 – 1613) bis in unsere Zeit gelegt. Der von ihr in ihrem Geburtsort Braunsberg im Ermland gegründete Orden der Katharinenschwestern sei bis heute tätig. Nach seiner Vertreibung aus Ostpreußen habe er im westfälischen Münster eine neue Heimat gefunden und betreibe von dort aus Niederlassungen in Südamerika. Zu Beginn der Zusammenkunft hatte Karla Weyland an den ostpreußischen Schriftsteller Ernst Wiechert erinnert, dessen Geburtstag sich vor einem Jahr zum 120. Mal gejährt hatte.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Delmenhorst – Dienstag, 1. Juli, 15 Uhr, Treffen der Frauen- und Männergruppe in der Delmeburg sowie in der ostdeutschen Heimatstube. – Mittwoch, 16. Juli, Tagesausflug mit der Bahn nach Cuxhaven zur „Alten Liebe", mit Hafenrundfahrt. Anmeldung bei Georg Jakubeit, Telefon 1 76 18. – Dienstag, 12. August, Tagesausflug nach Bremerhaven zum Auswanderermuseum. Anmeldung bei Irmgard Lange, Telefon 5 02 26.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Landesgruppe – Sonntag, 13. Juli, 11 Uhr, Kulturveranstaltung der Landesgruppe auf Schloß Burg, Solingen, auf der Freifläche vor der Gedenkstätte des Deutschen Ostens. Die Kundgebung beginnt um 14 Uhr.

Bonn – Dienstag, 1. Juli, 18 Uhr, Treffen der Gruppe zum „Sommerstammtisch – Gedankenaustausch" im Haus am Rhein, Elsa-Brändström-Straße 74.

Düren – Sonntag, 13. Juli, 10.30 Uhr, Fahrt der Gruppe zur Kulturveranstaltung der Landesgruppe auf Schloß Burg. Die Abfahrt erfolgt von der Holzstraße 7 a, Fahrpreis: 20 Euro pro Person. Anmeldungen unter Telefon (0 24 21) 4 21 76.

Gütersloh – Montag, 30 Juni, 15 Uhr, Treffen Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Ursula Witt, Telefon 3 73 43. – Dienstag, 1. Juli, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Bruno Wendig, Telefon 5 69 33.

Köln – Dienstag, 1. Juli, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Kolpinghaus International, St. Apern / Helenenstraße 32. Es gibt Berichte: „Ostpreußen mit Schiff und Auto" und die Jahreshauptversammlung mit Wahl.

Mönchengladbach – Montag, 7. Juli, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Lokal Bürgerklause.

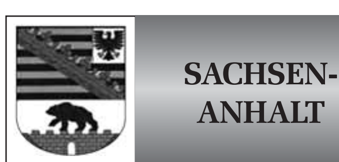
Neuss – Sonnabend, 12. Juli, 12 Uhr, großes ostpreußisches Grillfest der Gruppe in der St.-Cornelius-Pfarre, Euskirchener Straße, Neuss-Erfttal, zu erreichen mit der Buslinie 849. Der Eintritt ist frei. Eingeladen sind alle Ostpreußen, alle Mitglieder der anderen Landsmannschaften, aller Erfttaler und Neusser. Angeboten werden: ostpreußische Spezialitäten vom Grill, Kaffee und selbstgebackener Kuchen, alkoholfreie Getränke, Bier vom Faß und ostpreußische Spirituosen.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Mainz – Freitag, 4. Juli, 13 Uhr, Treffen der Gruppe zum Kartenspielen im Café Oase, Schönbornstraße 16, 55116 Mainz.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 2. Juli, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Bestehornhaus", Hechnerstraße 6, 06449, Aschersleben.

Dessau – Montag, 7. Juli, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe im Waldweg 14.

Gardelegen – Freitag, 27. Juni, 14 Uhr, Treffen der Gruppe in der Begegnungsstätte VS Gardelegen. Gemütliches Beisammensein mit Auswertung der Fahrten steht auf dem Programm.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Oldesloe – Die Runde am Kaffeetisch war wieder gut besucht. Nach einem Frühlingslied zur Einstimmung wurde Elli Graffenberger mit einem Blumenstrauß zum Geburtstag gratuliert. Gisela Brauer sprach über die wechselvolle Geschichte ihrer Geburtsstadt Stuhm zur Ordenszeit und in der Zeit Preußens. Seit 1772 tagte zum Beispiel der Preußische Städtetag in Stuhm. Stuhm gehörte zunächst zum Kreis Marienburg und wurde erst 1818 selbständige Kreisstadt. Der Kreisverwaltung unterstand ein großer Landkreis. Das Amtsgericht befand sich in der Ordensburg. Nach 1945 veränderte sich die gemütliche Kleinstadt erheblich, besonders durch die Geschoßbauten und Hochhäuser. Georg Baltrusch berichtete über Aktuelles zur landsmannschaftlichen Arbeit und vom „Tag der Heimat" am 17.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 20

Busreise nach Hinterpommern

Braunschweig – Der „Glatzer Gebirgs-Verein (GGV)" möchte als schlesischer Heimatverein auch die anderen deutschen Ostgebiete kennenlernen und unternimmt daher eine Urlaubsreise mit dem Bus nach Hinterpommern an die polnische Bernsteinküste vom 14. bis 21. September mit einem umfangreichen Ausflugsprogramm. Die Übernachtungen mit Halbpension erfolgen in einem Drei-Sterne-Hotel in Kolberg. Die Ausflüge mit einem ortskundigen Reiseleiter sind im günstigen Reisepreis enthalten und führen in die Pommersche Schweiz, nach Danzig und Zoppot, nach Köslin mit einer Bähnlefahrt zu den Wanderdünen bei Leba und in das Freilichtmuseum Klucken sowie auf die Insel Wollin und nach Misdroy. Außerdem sind ein Seemannsabend, die Fahrt mit einem Piratenschiff und ein Folkloreabend im Programm. Für die ganze Reisegruppe wird auch ein Versicherungspaket gebucht. Nähere Informationen und baldige Anmeldungen bei: Christian Drescher, Telefon (0 53 03) 92 12 32.

Ostpreußischer Heimatgottesdienst

Hamburg – Sonntag, 13. Juli, 10 Uhr, Ostpreußischer Gottesdienst mit Pastorin Rosemarie Wagner-Gehlhaar in der St. Johanniskirche, Bremer Straße 9, 21073 Hamburg. Informationen erteilt Kurt Wendland, Telefon (0 40) 7 60 28 31.

Unterhaltsam

Programm: Ostpreußisches Landesmuseum

Lüneburg – Noch bis 7. September 2008 läuft die Kabinettausstellung „Heydekrug und Holstein – Landschaften von Horst Skodlerrak". „Museum erleben" lautet die Devise jeden Dienstag, jeweils 14.30 Uhr bis 16.30 Uhr, Eintritt: 4 Euro (inklusive Kaffee, Tee und Gebäck). Am 21. Juli kann der geneigte Besucher einen kleinen Gang durch die Kulturgeschichte: „Die deutsch-baltische Schatzkammer" mit Führung und Gespräch unternehmen. Am 15. Juli gibt es Gesellschaftskritik um 1900: Herrmann Sudermanns „Heimat", deutscher Spielfilm von 1938 unter anderem mit Heinrich George und Zarah Leander.

Veranstaltung der Museumspädagogischen Abteilung: Sommer-Ferienprogramm vom 4. bis 8. August 2008: Der kleine Guckkasten: Sommerlandschaften gestaltet und gemalt – Ein Ferienprogramm für Kinder von 7 bis 12 Jahren im Rahmen der Sonderausstellung „Heydekrug und Holstein – Landschaften von Horst Skodlerrak". An insgesamt vier Werkstationen können die Kinder sich schöpferisch und handwerklich üben. Der Künstler Skodlerrak mit seinen kleinen Formaten wird die Teilnehmer anregen, selbst auf kleinen Hartfaserplatten mit Öl und Acrylfarbe zu malen, Rahmen für die Bilder zu bauen und verschiede Drucktechniken auf Postkarten auszuprobieren. Als besondere Herausforderung werden wir wie ein Architekt Modelle bauen und in selbst hergestellten Guckkästen durch optische Täuschungen die große Welt im Kleinen entdecken.

Am letzten Tag der Ferienwoche sollen Eltern und Freunde in die erfahrenen Geheimnisse eingeweiht werden. In einer Ausstellung soll das kreative Ergebnis einer spannenden Woche präsentieren werden. Wann: 4. bis 8. August 2008, täglich von 13.30 bis 16.30 Uhr, Wo: Museumspädagogische Abteilung des Ostpreußischen Landesmuseums, Kosten: 28 Euro (inklusive. Material) pro Kind für eine Woche, Anmeldung unter Telefon (0 41 31) 75 99 50.

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



ALLENSTEIN STADT

Kreisvertreter: Gottfried Hufenbach, Telefon (0 22 25) 70 04 18, Fax (0 22 25) 94 61 58, Danziger Straße 12, 53340 Meckenheim. Geschäftsstelle: Stadtgemeinschaft Allenstein, Telefon (02 09) 2 91 31 und Fax (02 09) 4 08 48 91, Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen

Der Allensteiner Heimatbrief – der seit mehr als 50 Jahren halbjährlich erscheint und die weit verstreuten Allensteiner zusammenhält, bringt auch in seine, erfreulich früh zum Versand gekommene Sommerheft wieder viele interessante Beiträge über das frühere und jetzige Allenstein in Text und Bild. Msgr. Paul Kewitsch als Urheber und Irmgard Falken als langjährige Redakteurin würden sich über die in den letzten Jahren gefestigte Aufmachung wie über den Inhalt der Heimatzeitung wohl freuen. Farbige Fotos von Christel Becker und ein Aquarell von Frieda Stromberg zeigen auf den vier Umschlagsseiten hübsche Ansichten vom Schloß, und auf 15 Seiten finden sich nicht minder erfreuliche Stadtansichten aus verschiedenen Zeiten. Über „Allenstein vor 100 Jahren“ berichtet die Chronika der Königlichen Ostpreußischen Stadt Allenstein vom Jahre 1800 ab und über die „Gründung des Marien-Hospitals“ vor 150 Jahren berichtet Dr. Ernst Vogelsang. Verschiedene Artikel lassen noch einmal die letzten schönen Jahre daheim sowie Flucht und Vertreibung lebendig werden. Ein Gedicht von Ernst Jahnke, diesmal über Ausflugsstätten „Rund um Allenstein“, darf nicht fehlen. Allensteins größter Architekt Erich Mendelsohn und der Vortragskünstler Franz Robert Luka seien von den Persönlichkeiten genannt, auf die weitere Artikel eingehen. Verschiedene Klassentreffen mit Bildern, eine Priesterjubiläum, viele Geburts- und Gedenktage finden auf den 88 Seiten des Heimatbriefes Nr.

245 ihren Niederschlag, auch die Goldene Hochzeit am 30. Juni von Maria Iglinski geb. Kraska, die viele Jahre in der Geschäftsstelle der Stadtgemeinschaft gearbeitet und sich als Stadtvertreterin besonders der Umsiedler angenommen hat. Auf die Busreise nach Allenstein und Neidenburg in der Zeit vom 4. bis 13. Juli wird noch einmal hingewiesen und dann natürlich auf das 53. Jahrestreffen in Gelsenkirchen – Schloß Horst vom 12. bis 14. September. Auf das Programm im einzelnen wird das „Ostpreußenblatt“ in einer späteren Ausgabe zurückkommen.

Landsmannschaftl. Arbeit

Fortsetzung von Seite 19

August in Neumünster. Es schloß sich eine lebhafte Aussprache an, die beim Kaffeetrinken fortgesetzt wurde.

Bad Schwartau – Im Juli finden keine Veranstaltungen statt – die Ostpreußen machen Sommerpause, um gut erholt am 7. August 2008 zu ihrer Herbstfahrt zu starten. Es geht nach Lüneburg zum Ostpreußischen Landesmuseum, und anschließend, nach einem leckeren Mittagessen im Kronen-Brauhaus zu Lüneburg wird die Gruppe die Jagd-Villa Iserhatsche besuchen. Nähere Informationen Regina Gronau, Promenadenweg 26, 23611 Bad Schwartau, Telefon (04 51) 2 67 06.

Neumünster – Mittwoch, 9. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zur Mitarbeiterversammlung im Gartencafé Scheffler.



GOLDAP

Kreisvertreter: Stephan Grigat, Telefon (0 52 31) 3 71 46, Fax (0 52 31) 2 48 20, Heidentalstraße 83, 32760 Detmold. Geschäftsstelle: Annelies Trucewitz, Hohenfelde 37, 21720 Mittelnkirchen, Telefon (0 41 42) 35 52, Telefax (0 41 42) 81 20 65, E-Mail: museum@goldap.de. Internet: www.goldap.de

Goldaper Sommerfest 2008 – Busreise dorthin vom 2. bis 9. Juli 2008 – Die Goldaper Gesellschaft der Deutschen Minderheit in Goldap und die Kreisgemeinschaft Goldap Ostpreußen e.V. veranstalten am 5. Juli 2008 ab 14 Uhr auf dem Gelände des Hotels „Lesny Zakatek“ am Goldaper See gemeinsam das 13. Goldaper Sommerfest. Zu diesem Sommerfest ist jedermann herzlich eingeladen. Das Fest wird wie seine zwölf Vorgänger ohne starres Programm und auch wieder ohne vorgegebenes Ende stattfinden. Es sollen wie stets Geselligkeit mit Musik und Tanz und die Völkerverständigung im Mittelpunkt stehen. Für ein Kulturprogramm, Unterhaltung und für Essen und Trinken ist selbstredend gesorgt. In diesem Jahr werden die Goldaper Gruppe „Centrum“ unter Leitung von Stanislaw Zlotorzynski und der Dubeningker Chor „Rominczanie“ für Stimmung sorgen. Wie schon angekündigt, wird ein Bus der Kreisgemeinschaft nach Goldap fahren, der von unserer ehemaligen Schriftleiterin der Heimatbrücke und Ehrenbürgerin der Kreisgemeinschaft, Waltraud Schmidt, begleitet wird. Auskünfte und Anmeldungen bei Annelies Trucewitz, Telefon (0 41 42) 35 52, Fax: (0 41 42) 81 20 65



GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein / Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

Zum mittlerweile 31. Gesamtdeutschen Heimattreffen des Regierungsbezirkes Gumbinnen – trafen sich 102 Vertriebene im Spornitzer Landhotel, deren Heimat einmal Gumbinnen, darüber hinaus das übrige Ostpreußen, aber auch Westpreußen, Pommern, Schlesien, Böhmen und das Sudetengau war. Der älteste Teilnehmer, ein aus Friedrichsroda, Kreis Labiau, stammender Landsmann war 95 Jahre, der jüngste hingegen, ein Nachkomme ostpreußischer Vorfahren, fünf Jahre alt. Dr. Hahn begrüßte die Landsleute, unter ihnen die Vertreter der Landesgruppe Hamburg, Landesvorsitzender Klingbeutel, sein Stellvertreter Schattling, den 1. Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Ostpreußisch Platt mit Sitz in Bielefeld, Grawitter, das ehemalige Redaktionsmitglied des Gumbinner Heimatbriefs Ehlert sowie Propst Labesius. Er richtete Grüße Verhinderter aus und gedachte der Verstorbenen, insbesondere des Hans Hennig Balk-Rothgängers, einem langjährigen Besucher der Parchimer / Spornitzer Veranstaltungen und Autor des Buches „Der weite Weg. Von Gumbinnen in Ostpreußen nach Hamburg“. Propst Labesius hielt anschließend eine Kurzandacht, wobei es um Fluch und Segen ging. Der Mestliner Chor unter der Leitung von Herrn Kloth stimmte mit seinem Liederrepertoire auf den Tag ein. Kloth, ein Mecklenburger, rezitierte zwei im ostpreußischen Platt abgefaßte humoristische Erzählungen und bekam dafür viel Beifall. Wie bisher, gestalteten die Teilnehmer das Vormittagsprogramm selbst. Es war sehr abwechslungsreich. So wurden im ostpreußischen Platt und auch auf hochdeutsch Gedichte und Erzählungen humorvollen, aber auch ernsten Inhaltes vorgetragen. Maßgeblich hieran beteiligt waren die Jonuscheit, Ehlert und Grawitter. Grawitter berichtete über die landsmannschaftliche Arbeit zur Pflege des ostpreußischen Platt und bot ein Buch der Arbeitsgemeinschaft unter dem Titel „Rezepte. Ut Oma's Koakbook“ zum Verkauf an, das guten Absatz fand. Auch wurden, wie immer, an einigen Tischen Gespräche über die Heimat geführt und Fotos gezeigt, die Erinnerungen an die Heimat weckten. Ausgelegte Freiexemplare der Preußischen Allgemeinen Zeitung und auch verteilte Ausgaben des Gumbinners dienten zur Vermittlung von Eindrücken über die lieb gewonnene und durch den Krieg verlorene Heimat. Die Vormittagszeit verging viel zu schnell, so daß nicht alle vorgesehenen Beiträge bedauerlicherweise Berücksichtigung fanden. Am Nachmittag zeigte Dr. Hahn den Film „Ostpreußen 1937, Teil II“. Er vermittelte eindrucksvoll die damaligen Verhältnisse und weckte bei vielen Besuchern das Inter-

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 21

Aussöhnung und Verständigung

Der Dialog miteinander spielt in den Bücher von Herbert Somplatzki ein große Rolle

Von MANFRED E. FRITSCHE

Mit einer Lesung des Autors Herbert Somplatzki wurde nun im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen eine Ausstellung über eine Familiengeschichte eröffnet – Somplatzkis eigene Familiengeschichte. Die Ausstellung ist bis zum 20. Juli in den Räumen im Ellinger Schloß zu sehen.

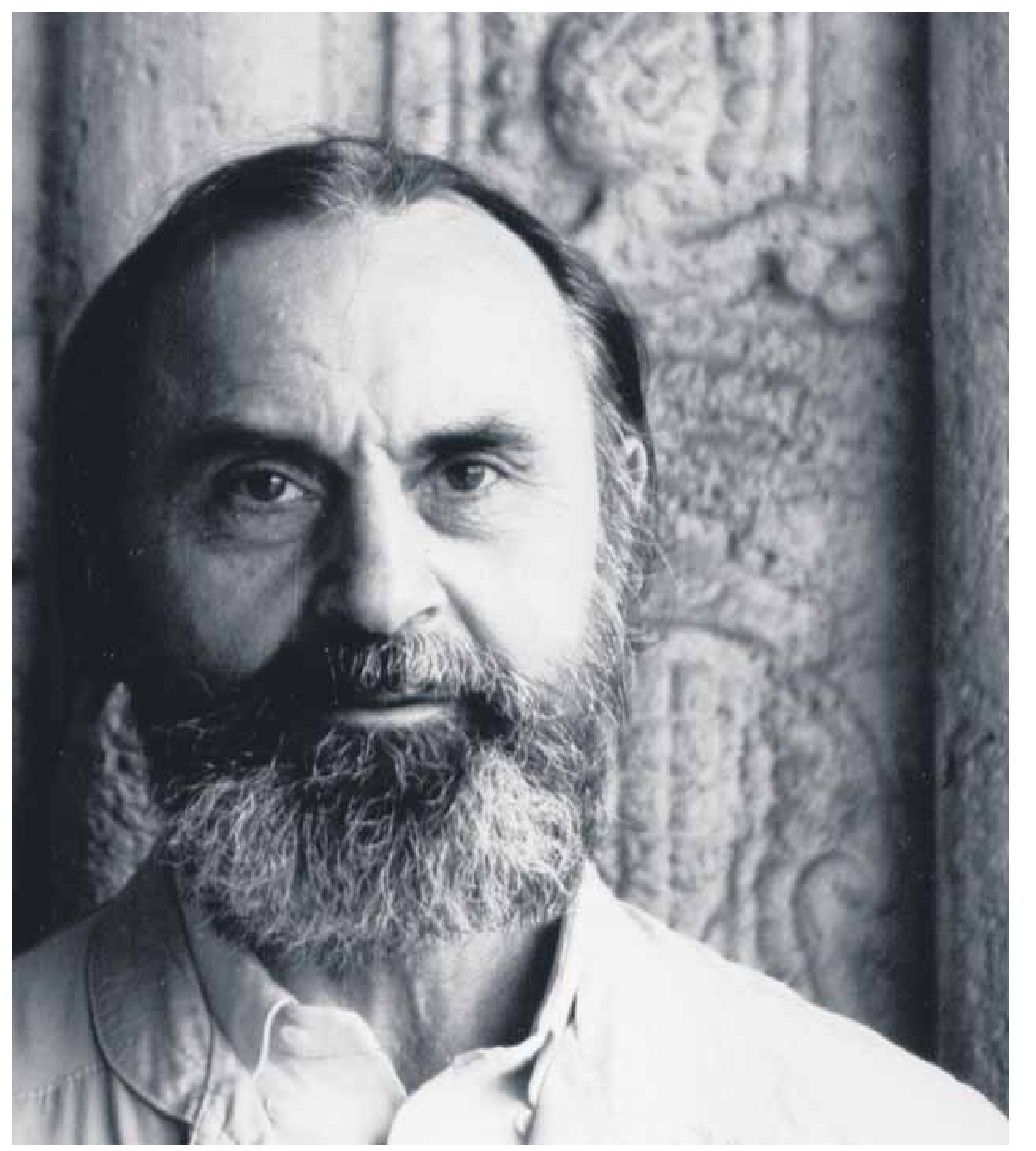
Die Geschichte könnte auch für andere Personen oder Familien stehen, die während und nach dem Zweiten Weltkrieg aus Ostpreußen vertrieben wurden, vor allem für jene, die im Ruhrgebiet landeten. Aber der 1934 in Groß Piwnitz im Landkreis Ortelsburg geborene Herbert Somplatzki hat seine eigene Familie für sein Buch „Masurische Gnadenhochzeit“ als Grundlage genommen, die von den Wechselfällen der „großen“ Geschichte geprägt, ihren ganz besonderen Weg nahm. Der Autor blickt zu den Wurzeln seiner Familie zurück, angefangen bei seinen Großvätern, die bereits Mitte des 19. Jahrhunderts dem Ruf des „Schwarzen Goldes“ in das Ruhrgebiet folgten. Sodann beschreibt er sein eigenes Leben – er, der mit zwölf Jahren 1946 als Flüchtling nach Marl kam und dort nach der Schule wie sein Vater unter Tage auf der Zeche Gewerkschaft Auguste Victoria in Hüls arbeitete. Nach elf Jahren Bergbauarbeit wurde er Ausnahmestudent an der Deutschen Sporthochschule Köln, die er als Diplom-Sportlehrer verließ. Ein Studium an der Universität Essen mit den Fächern Medienpädagogik, Germanistik, Kunst und Erziehungswissenschaften schloß sich an. Der Diplom-Pädagoge ist Gründungsmitglied des Literatur-Rates Nordrhein-Westfalen, Mitglied der Europäischen Autorenvereinigung „Die Kogge“ und der internationalen Schriftstellervereinigung P.E.N. und lebt heute in Schmallenberg im Sauerland.

In seinen Erinnerungen beschreibt er die Offenheit der Menschen im Ruhrgebiet, das immerhin für ein Drittel der deutschstämmigen masurischen Bevölkerung zur Heimat nach Flucht und Vertreibung wurde. Auch Somplatzkis Familie integrierte sich problemlos im Westen, das besprochene Buch endet mit der Gnadenhochzeit seiner Eltern im Erscheinungsjahr 2003.

Aber nicht nur Bücher schreibt Somplatzki, er arbeitet als Hörspielautor, Schauspieler, Rezitator und Regisseur. Seit zwei Jahrzehnten widmet er sich den deutsch-polnischen Beziehungen, sowohl in seiner literarischen Arbeit, als auch in der Begegnung mit den Menschen in seiner masurischen Heimat. Seine zweisprachigen Bücher „Morgenlicht und wilde Schwäne – Brzask i dzikie labedzie“ und „Die Frau mit dem Bernsteinhaar – Kobieta o bursztynowych wlosach“ geben Deutschen und Polen die Möglichkeit, sie sowohl in ihrer Muttersprache als auch in der Sprache des europäischen Nachbarn zu lesen.

In der Ausstellung, die der Direktor des Ellinger Kulturzentrums Ostpreußen Wolfgang Freyberg nun eröffnete, ist die Familiengeschichte in 30 Rahmen zweisprachig – deutsch und polnisch – zusammen mit den weltpolitischen Ereignissen dargestellt. Des Weiteren sind Stücke aus der persönlichen Sammlung von Herbert Somplatzki zu sehen, unter anderem seine Arbeitspapiere und alte Familienfotos. Eine Vitrine mit einem Teil seiner von ihm verfaßten Bücher rundet die vom Westpreußischen Landesmuseum in Münster zusammengestellte Kabinett-Ausstellung ab.

Die Ausstellung „Ost-West-Begegnungen in Krieg und Frieden. Auf den Spuren einer Familiengeschichte“ im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen ist noch bis zum 20. Juli 2008 zu besichtigen, Dienstag bis Sonntag von 10 bis 12 und von 13 bis 17 Uhr geöffnet.



Vielseitiger Autor: Herbert Somplatzki Foto: Peter Happel

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite XX

esse für eine Reise in die heutige Heimat. Es wurde zu einem Nachfolgetreffen am 29. November 2008 in Spornitz eingeladen.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51.

Astrid Weisbach geb. Hantel – Statt Blumen auf dem Grab, gedenken wir deines fünften Todestages! Im Namen der Frischbier- und Farenheid Schulgruppe sowie aller Freundinnen und Freunde. Astrid Weisbach geb. Hantel, früher Altroßgärter / Predigerstraße 41, Königsberg. Geboren am 3. Juni 1929 in Königsberg, gestorben am 18. Juni 2003 in Erkrath bei Düsseldorf.



SENSBURG

Kreisvertreter: Siegbert Nadolny, Wasserstr. 9, 32602 Vlotho, Tel. (0 57 33) 55 85. Geschäftsstelle: „Sensburger Zimmer“, Stadtverwaltung Remscheid, Kreuzbergstr. 15, 42849 Remscheid.

Abschied von Willy Kobus – In Trauer und Dankbarkeit nimmt die Kreisgemeinschaft Sensburg Abschied von Willy Kobus, den ehemaligen Vorsitzenden der Sensburger Gesellschaft „Bärentatze“, der im Alter von 91 Jahren in Sensburg verstorben ist. Willy Kobus, geboren am 1. Januar 1917 in Fasten bei Hoverbeck, hat fast sein ganzes Leben in seiner angestammten Heimat im Kreis Sensburg verbracht. Von schwerer Verwundung im Kriege genesen, kehrte er nach Sensburg zurück, legte später das Abitur ab und studierte an der Landwirtschaftlichen Akademie in Allenstein. Als 1991 die Deutsche Gesellschaft „Bärentatze“ Stadt und Kreis Sensburg gegründet wurde, war er sofort dabei und wirkte – zunächst als stellvertretender Vorsitzender und später als Vorsitzender – entscheidend beim Aufbau mit. Als Ansprechpartner für die Mitglieder der Kreisgemeinschaft und als Mittler zu den polnischen Behörden hat er wesentlich dazu beigetragen, daß die „Bärentatze“ sich erfolgreich entwikkeln konnte und schon bald eine der größten Gruppen der deutschen Vereine in Ostpreußen wurde. Sein besonderes Anliegen war es, die Ärmsten der Armen der in der Heimat verbliebenen Landsleute in Stadt und Kreis Sensburg zu unterstützen. Es war mit sein Verdienst – sein unermüdlicher Einsatz und sein großes Verhandlungsgeschick sind sicher mit ein Grund dafür – daß eine der beiden ersten Johanniter Sozialstationen in Ostpreußen in Sensburg eröffnet wurde. Sie hat seither für ungezählte arme und kranke Menschen – unabhängig von Nationalität, Hautfarbe und Religionszugehörigkeit, wie Willy Kobus immer wieder betonte – viel Segensreiches bewirkt. In Anerkennung seiner Arbeit und seines Einsatzes für die deutsche Gruppe erhielt Willy Kobus 1996 das Verdienstabzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen und 1997 als Auszeichnung für besondere Verdienste um die Förderung der Johanniter-Unfall-Hilfe das Ehrenzeichen der Johanniter-Unfall-Hilfe. 1997 ging er aus Altersgründen mit 80 Jahren in den Ruhestand. Die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft „Bärentatze“ Stadt und Kreis Sensburg in Sensburg und die der Kreisgemeinschaft Sensburg in Remscheid werden Willy Kobus in dankbarer Erinnerung behalten und ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Im Großem wie im Kleinen

Fast wäre mir das Abitur vermasselt

Von Carl Behrens

Am 4. Februar 1938 gab Hitler die Entlassung des Generalfeldmarschalls Werner von Blomberg bekannt und machte sich selbst zum Oberbefehlshaber der Deutschen Wehrmacht. Vielleicht ist interessant, was ich am Tag danach als Abiturient erlebt habe?

Als Fahrschüler hatte ich täglich fünf Kilometer bis zum nächsten Bahnhof zurückzulegen. Am 5. Februar weckte mich mein Vater um 5.00 Uhr in der Frühe, eine Stunde früher als sonst. Draußen brauste ein kalter Sturmwind um unser Bauernhaus. Dieser Schultag war außerordentlich kalt, und der Schnee war auf den Landstraßen zu hohen Schanzen zusammen geweht. Darum mußte ich, mein Fahrrad eventuell schiebend, die fünf Kilometer bis zum nächsten Bahnhof zu Fuß zurücklegen.

Wenig Neigung verspürte ich, mich bei diesen Witterungsverhältnissen auf die Landstraße zu begeben. Ich sagte daher zu meinem Vater: „In 14 Tagen bestehe ich die Abiturprüfung sowieso. Da bleibe ich heute im Bett liegen.“ Für meinen in jeder Weise pflichtbewußten Vater kam ein „Schwänzen“ des Unterrichts überhaupt nicht in Frage. Warm vermummt, eine Wintermütze mit Ohrklappen, noch ein Wollschal darum und mit zwei Paar Handschuhen über den Händen begab ich mich anderthalb Stunden vor Abfahrt des Zuges auf den Weg und kämpfte, mein Fahrrad schiebend, gegen Wind und Schneemassen an. Gerade noch rechtzeitig hatte ich die fünf Kilometer zurückgelegt.

Von der Geschichte überholt

Als der Unterricht dann gegen 8.10 Uhr begann, war ich schon drei Stunden auf den Beinen gewesen. Etwas erschöpft ließ ich mich auf den Platz meiner Bank fallen. Der Geschichtslehrer Dr. Wüstmann betrat den Klassenraum und führte an diesem Tage, wie auch sonst bei besonderen politischen Anlässen, einen für ihn unerläßlichen „Ovationszirkus“ aus: „Heil Hitler!“ Aufspringen. Hand zum Deutschen Gruß ausstrecken. Setzen. Dieses Procedere wurde mehrmals ausgeführt, bis nach Gutdünken des Studienrats rechte Exaktheit und Schneid erreicht waren.

Unlustig hatte ich diese in meinen Augen völlig überflüssigen Zeremonien noch mitgemacht. Doch dann war ich erschöpft eingenickt. Plötzlich stand der Studienrat unmittelbar vor mir: „Warum zeigen Sie keinen Finger?“ Zu meiner Verblüffung meldeten sich alle meine Klassenkameraden stürmisch zur Beantwortung seiner gestellten Frage.

„Warum zeigen Sie keinen Finger?“ beharrte Dr. Wüstmann unnachgiebig auf die Beantwortung seiner Frage. Ich hätte nun einfach zugeben müssen, geschlafen zu haben, und der Fall wäre wohl in Ordnung gewesen. Töricht und unbedacht redete ich stattdessen einfach so hin: „Weil mir die Frage zu leicht ist!“

„So beantworten Sie sie doch!“

Ich kannte die Frage überhaupt nicht.

„Nun, wer ist der Oberbefehlshaber der Deutschen Wehrmacht?“

„Generalfeldmarschall Werner von Blomberg“, antwortete ich. Ein lautes Gelächter meiner Klassenkameraden scholl mir entgegen. In der Morgensendung des Rundfunks am 5. Februar, als ich gegen die Schneemassen ankämpfte, war bekannt gemacht: „Generalfeldmarschall von Blomberg ist entlassen und der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler hat den alleinigen Oberbefehl übernommen.“

„Adolf Hitler ist der neue Oberbefehlshaber,“ beantwortete der Studienrat die von ihm gestellte Frage selbst. Hohnlächelnd und aufgeputscht lustig fuhr er fort: „Zu leicht die Frage! Zu leicht die Frage!“ Dabei sprang er mich provozierend vor mir hin und her.

In einem Anflug von Unmut und Ärger redete ich flapsig so dahin: „Und im übrigen interessiert mich das alles überhaupt nicht. Mir ist das völlig egal.“

Augenblicklich wich die provokante Heiterkeit aus dem Gesicht des Dr. Wüstmann und verwandelte sich zu einer bösenartigen bedrohlichen Grimasse: „So! Sie interessiert überhaupt nicht, daß unser Führer und Reichskanzler Adolf Hitler nunmehr auch den Oberbefehl über die Deutsche Wehrmacht übernommen hat?! Das ist die Spitze der Unverfrorenheit. So etwas gehört von unserem ehrwürdigen Gymnasium verwiesen. So etwas ist unwürdig, überhaupt zu einer Abiturprüfung zugelassen zu werden. Ich werde dafür sorgen, daß sie relegiert werden.“ Zugleich wurde er handgreiflich, packte mich beim Rockkragen, zog mich aus der Bank heraus und schubste mich vor sich hertreibend, zur Klassentür hinaus.

Da stand ich auf dem Flur und dachte über meine Dummheit nach. Zum Ende der Schulstunde betrat ich wieder das Klassenzimmer und entschuldigte mich, erschöpft gewesen und geschlafen zu haben, wobei mir wohl auch einige Tränen über die Backen rollten. Aber Dr. Wüstmann blieb hart und kalt und nahm keine Entschuldigung an: „Sie sind entlarvt“, schrie er. „Da nützt auch kein Heulen mehr. Sie fliegen von unserem Gymnasium. Dafür sorge ich ganz allein. Das Abitur können Sie in den Mond schreiben.“

Zu Haus angekommen sagte mein Vater zu dem Bericht des Vorgefallenen: „Kein Brei wird so heiß gegessen wie man ihn kocht.“ Doch ein telefonischer Anruf bei dem Studiendirektor

Manchmal schweigt man besser

Prof. Dr. Walter brachte keine Lösung. Er gab seiner Besorgnis Ausdruck: Die hier vorliegende Meldung des Herrn Dr. Wüstmann ist so schwerwiegend und schlüssig, daß ich sie nicht einfach unter den Tisch fallen lassen kann, ohne um meine Stellung hier bangen zu müssen.“

Da half nichts, mein Vater mußte einen letzten Trumpf ausspielen. Er war in Jahr 1925 gutgläubig in die damals noch unbedeutende NS-Partei eingetreten. Inzwischen hatte er an der seinen Vorstellungen widersprechenden Entwicklung ein ernsthaftes Aber gefunden. Als bewußter Vertreter der „Bekennenden Kirche“ sah er sich Anfeindungen von NS-Parteiorganen ausgesetzt. Aber er war offiziell immer noch Träger des „Goldenen NS-Parteiabzeichens“.

Mein Vater meldete seinen Besuch bei dem Studiendirektor

Er nur war ein armer Wicht

an und erschien bei ihm mit einem „Goldenen NS-Parteiabzeichen“ am Revers: „Entweder die leidige Angelegenheit wird hier heute gütlich beigelegt oder ich werde morgen in Hannover hei dem Kultusminister Rust vorstellig. Dort wird dann zu klären sein, welche Rolle der heutige Studienrat Dr. Wüstmann nach seiner Entlassung aus russischer Gefangenschaft und seinen Eintritt in die Rote Armee dort gespielt hat?“

Bei diesem Stand der Dinge zog Studienrat Dr. Wüstmann seine Meldung augenblicklich zurück. Meinem Abitur stand am 18. Februar 1938 nichts mehr im Wege.

Im Grunde genommen war Studienrat Dr. Wüstmann ein armseliges, bedauernswertes „Würstchen“. Als Berufsoffizier der Kaiserlichen Artillerie war er 1914 in den Krieg gezogen und schon sehr bald in russische Gefangenschaft geraten. Mehrere Jahre hatte er dort unter menschenunwürdigen Zuständen zugebracht, wie er zuweilen im Unterricht berichtete. Er verschwieg allerdings dabei, daß er seine Entlassung mit einer zweijährigen Verpflichtung als Artillerie-Offizier der Roten Armee erkauft hatte. Nach Hitlers Machtübernahme versuchte er diesen dunklen Punkt in seiner Vita als fanatischer NS-Parteianhänger zu überspielen. Seine beiden Söhne verlor er im Kampf gegen die Rote Armee.

»Weißt du noch?«

Ein Vorsommer in Cranz

Von GERTRUD PAPENDICK

Weißt du es noch, mein Herz? Ich war acht oder neun oder zehn – durch viele Jahre ist es so gegangen – es war im Juni, und die Eltern hatten mich aus der Schule genommen; vielleicht wegen Blutarmut, vielleicht aus Bequemlichkeit, ich weiß das nicht mehr, jedenfalls muß es ohne Schwierigkeiten möglich gewesen sein. Tante Minna, deren Zirkel ich besuchte, pflegte sich durch Ferienaufgaben zu rächen; doch das war nicht schlimm: Sie versanken im Augenblick für viele, viele Wochen im Seesand der Vergangenheit.

Wir wohnten im ersten Haus der Korsostraße, das die großen Glasveranden hat. An der Seite war ein Zelt und dahinter ein

»Im Seesand der Vergangenheit«

Rasenplatz, und hinter dem Haus war eine Wiese – die Wiese meiner Kindheit, sie reichte fast bis zum Strand. Sie ist heute nicht mehr da. Die Wohnung war so geräumig und hell und hatte doch jenen feuchten, ach, so geliebten Modergeruch, den die Häuser an der See auch im heißesten Sommer niemals verlieren. Nach wenigen Tagen fingen die Schuhe im Schrank an zu schimmeln. Von der Küche gab es ein Guckfenster nach vorne, durch das die Schüsseln gereicht wurden. In dem Durchgangskabinett stand ein schwarzes Wachstuchsofa mit weißen Knöpfen, auf dem Auguste schlief. Sie schlief dort Sommer für Sommer in zusammengekrümmter Lage, bis ihr ganz zuletzt einmal der Mechanismus der aufklappbaren Seitenlehnen aufging oder beigebracht wurde. Doch da war es zu spät: sie hatte ausgelitten und heiratete.

Ich hatte ein Spannbett. Ich weiß nicht, ob ihr wißt, was das ist. Es ist ein Stück Sackleinwand, zwischen zwei Bettpfosten gespannt, im günstigsten Falle noch mit einer Seegrasmatratze belegt. Man liegt im Spannbett wie in einer Mulde, nein, wie im Graben, man kann sich nicht rühren und ist geborgen. Für mich war das Cranzer Spannbett ein Symbol, und der erste Schlaf und das erste Erwachen darin erfüllten die Sehnsucht langer Monate. Das Spannbett bedeutete Sommer und Sand und See und die Luft, die sonst nirgends war, es bedeutete Freiheit und Stille und das namenlose Glück des Alleinseins.

Die Tage des Juni waren oft noch kühl und manchmal trübe und feucht. Ich mußte ein Winterkleid tragen – schwarzrot gestreift und ganz und gar scheußlich – und zuweilen einen Mantel. Doch das bedeutete nichts. Nichts war es gegen die Lust, auf der langen, leeren Uferpromenade das Klickklack der eigenen Absätze zu hören. Wenn die Sonne schien, dann dufteten die neu eingefügten Bohlen nach warmem, trockenem Holz und nach frischem Teer. Es gab noch keine Menschen oder nur ganz wenige, alles gehörte mir: die Wege durch die Plantage und

Früher waren die Sommer noch Sommer

weiter in den Wald, der Duft der „Fichten“, wie wir die Kiefern nannten; die alten Straßen im Dorf, der Marktplatz mit den Bauernwagen; die Mühle am Weg nach Rosehnen, wo das kleine Kätzchen war, die ausgespannten Netze und der Rauch der Flundern. Ich trieb mich den ganzen Tag herum und wurde tief im Innern ein seliger Vagabund. Man ließ mich gewähren, und das einzige Verbotene war die Gegend um den Ziehbrunnen, der ein Gegenstand unmittelbarer Lebensgefahr gewesen sein muß. Zu Hause hieß ich das „stille Kind“, ich sprach nicht gern und meistens überhaupt nicht, und ich glaube, in diesen Wochen verlernte ich das Sprechen ganz und gar. Ich war

Das Glück der Kindheit

erfüllt und tief beschäftigt: Spaten und Eimer und eine Wasserburg am Strande mit einem Festungsgraben; verwehte Haare und immer nasse Schuhe. Ich kauerte manche Stunde auf einer Bank des Seesteges, an dessen Pfähle unaufhörlich glucksend das Wasser schlug, und spann hundert Träume in die Ferne und in das unbegreifbare, fremde Leben. Ich stand und sah und sah – Wasser und Wasser, Himmel und Wolken, zuweilen ein Segel und sonst nichts mehr. Damals gewann mein Herz die große, die grenzenlose Liebe zur See, die immer nur Sehnsucht bleibt.

Wenn dann die großen Geschwister zu den Ferien kamen und das Haus voll wurde, wenn Hunderte von Menschen sich über den Strand ergossen, dann war die Stille dahin – das Schönste war gewesen.

Jene Tage des Vorsommers, mein Herz denkt heute noch dran, wie es damals war – sie waren nicht Traum oder Spiel, Erwartung oder Sehnsucht, sie waren alles zusammen und viel, viel mehr: sie waren das Glück der Kindheit!

Ein Schulausflug

»Die Luft ist blau, das Wetter schön ...«

Von EGON KOPISKE

Die Luft ist blau, das Wetter schön, Herr Lehrer, wir möchten spazierengehen!“ stand eines schönen Sommermorgens, der wirklich zu schön war, um im muffigen Klassenzimmer zu hocken, an der Wandtafel. Der Lehrer kam, sah, stutzte, schmunzelte wohlwollend, gab aber zu bedenken, daß man ein solches Unternehmen nicht übers Knie brechen könne, man müsse sich vorher darauf einrichten, mit der nötigen Wegzehrung und Bekleidung versehen. Mit den Holzpantoffeln sei schlecht wandern. Zudem müsse der Schulrat informiert werden. Aber morgen, morgen können wir auf die Wanderschaft gehen. Wohin, war keine Frage – in den Wald natürlich, bis zum See.

Am nächsten Morgen zur üblichen Unterrichtszeit – im Sommer 7 Uhr, die Kleinen hatten schulfrei – ging es los, ausgerüstet mit Speis und Trank, mit Trank vor allem, denn nicht nur Männer leiden unter Durst. Der Himmel war so blau wie am Vortage, die Vögel

Mit einem Lied auf den Lippen

zwitscherten zum Lobe dessen, der den schönen Morgen hat werden lassen, Hummeln summten um die Blüten am Wegesrand. Kein Motorenlärm belastete den Morgenfrieden. „Im Frühtau zum Walde wir gehn ...“ erklang es frisch aus voller Brust. Beim Wandern wurden Wanderlieder gesungen, sonst war das Wandern kein Wandern, eher eine watschelnde, schnatternde Gänseherde. Zog eine Schulklasse des Weges, traten die Anwohner hervor in Erwartung zünftigen Sanges.

Den Mühlenberg ging es hinab zum Wiesengrund. Heuduft lag in der Luft, der Klang der Sensen und Grasmäher. Wandernden Schrittes am Rande der Wiesen entlang strebte das bunte Völkchen dem Wege zu, der geradewegs zum Walde führte. Am letzten Anwesen jubilierte der Schwarm noch einmal laut: „Wer recht in Freuden wandern will ...“ Denn dort erwarteten uns am Kreuzweg die Mitschüler des „Millionenviertels“, der verstreuten Gehöfte in Waldnähe, die wenigstens einmal den kürzeren Schulweg haben durften.

Dann der Eintritt in den Wald, in den Dom, den der Schöpfer selbst erbaut. Für mich immer ein nahezu feierlicher Augenblick. Einem lebenden, grünen Gewölbe gleich schlossen sich die Wipfel der Föhren über dem Wege, die Laute klangen anders, es duftete nach Harz und verlockte tief zu atmen. Von den Emporen sang der Chor der Gefiederten, voran die Buchfinken.

An einer lichten Stelle wurde Rast gemacht. Herrlich eine verdiente Rast, dazu noch im Walde. Jeder kramte seine Brote hervor, vor allem erst einmal die Flasche entkorkt ... Im Sand waren viele kleine Trichter zu sehen. „Herr Lehrer, wat sind dat für Kuhlen?“ – Und der Lehrer erteilte wirklichkeitsnahen Naturkundeunterricht über den Ameisenbär, veranschaulichte uns dessen Lebensweise, indem er eine Ameise in seinen Trichter tat, die prompt von dem in der Trichterspitze unsichtbar lauernden Bären ergriffen wurde. Mir war das neu, der Anschauungsunterricht nachhaltig bis heute.

Gestärkt an Leib und Wissen ging es weiter mit belehrenden Hinweisen wie eben so ein Schulausflug geht, unter hohen Kiefern dahin bis zum See. Man konnte ihn schon von fern riechen. Ein Geruch nach Fisch, Tang und anderen Wasserpflanzen hing in der Luft.

Blau lag er dann vor uns, lud zum Baden. Heiß vom langen Marsch wollte alles Hals über Kopf ... Man kennt das ja. Bremsend und belehrend mußte der Lehrer eingreifen. – Dann aber: Pitschepatsche – klitsche klatsche – Gelärme, dann knurrende Därme – den Rest vertilgt, alles vertrunken – See ade!

Die Sonne, wandernd wie wir, war inzwischen ein gutes Stück vorangekommen. Selbst im Waldesschatten war ihr Wirken bereits lästig. Anfangs kühlten die nassen, über die Köpfe gezogenen Badehosen. Wie war der Wald auf einmal

Unterwegs in Schlips und Kragen

groß und weit ... Nichts mehr mit: „Wer recht in Freuden...“ Selbst die Vögel hatten ihre Gesänge eingestellt. Der Herr Lehrer im vorschriftsmäßigen Anzug mit Schlips und Kragen, ganz Kulturträger, Vorbild – man brauchte nicht zu rätseln wer der Leidende sei – fuhr ständig mit dem Taschentuch im Gesicht herum. Er hatte wenigstens eins. Ich leckte den von meiner Nase tropfenden Schweiß mit langer Zunge – bäh, wie salzig. Und einen Durst zum Verhungern. Da, endlich der Waldrand! Das erste Gehöft war unser. „Mit Müh‘ und Not erreicht er seinen Hof“, war ein geflügeltes Wort des Lehrers, auch wenn kein Hof da war. Hier aber war einer, sogar mit Pumpe ... Leute, die über Biersorten streiten, wissen nicht, wie herrlich Pumpenwasser frisch aus der Erde schmeckt!

Vorerst erquickt, vor Austrocknung bewahrt, schlich das Hüflein weiter auf schattenlosem Wege. Die im Zenit stehende Sonne lächelte nicht, sie lachte boshaft von wegen spazieren gehen anstatt zu lernen im kühlen Klassenraum. Wir sollten genug des Schönen bekommen. Die „Millionenvierteler“ hatten es gut, waren fast zu Hause. Wir mußten bis zur Schule noch einen halben Kilometer in Freuden unter Sonnenschein wandern. Abgeschlafft, mit Müh‘ und Not erreichten ...

Schüttelrätsel

In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

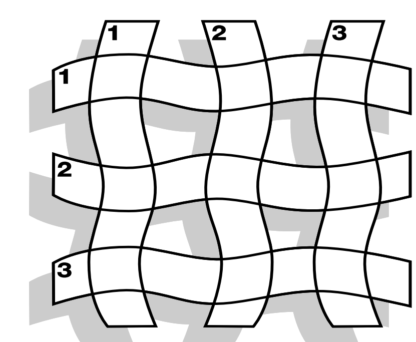
ALPTZ, AGIO, EEGGN, EEHHO, EEGR, DLLO, DEER, DEEO, AGLNS, EGGORR, DEEHILLTT, NORZ, EELR

Mittelworträtsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein gekochtes, vermengtes Gericht.

1	OLYMPIA	EHRUNG
2	ZAPFEN	WURST
3	PULVER	MATSCH
4	TRACHTEN	FEST
5	FILZ	TIERCHEN
6	HOLZ	LAUF
7	MILCH	SATZ

Magisch



Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Möbelstück
2 Wasserförderanlage
3 Zeitungsanzeige

So ist's richtig:

Mittelworträtsel: 1. Sieger, 2. Streich, 3. Schnee, 4. Kostüm, 5. Pantoffel, 6. Stapel, 7. Kaffee – Eintopf

Magisch: 1. Schrank, 2. Brunnen, 3. Inserat

Fast ein Preuße

Was Jean-Jacques Rousseau mit Friedrich dem Großen zu tun hatte

Von JÜRGEN ZIECHMANN

Der später so berühmte Philosoph und Aufklärer Jean-Jacques Rousseau wurde am 28. Juni 1712 – also im selben Jahr wie der spätere König Friedrich II. von Preußen – in Genf als Sohn eines Uhrmachers geboren. Er verließ seine Heimatstadt in jungen Jahren und landete schließlich in Paris, wo er sich durch das Abschreiben von Noten ernährte. Er wurde 1750 bekannt durch seine Schrift „Discours sur les sciences et les arts“ (Über die Wissenschaften und Künste), in der er die Verderblichkeit der Sitten verurteilte und die bestehende Zivilisation für die menschlichen Laster und die eigene Verirrung des Menschen verantwortlich machte. Neben seinen philosophischen und politischen Schriften trat er auch – mit unterschiedlichem Erfolg – als Komponist und Musiktheoretiker hervor. Er hatte bald Kontakt zu den Verfassern der „Encyclopädie“, die das umfangreiche Lexikon der Aufklärung herausgaben. Aber seine radikale Ablehnung der etablierten bürgerlichen Sitten, die beispielsweise das Theater als Kulturstätte der Reichen verurteilte und statt dessen große Volksfeste (wie bei den Griechen) favorisierte, brachte ihn bald in Gegensatz zu vielen aufgeklärten Zeitgenossen – wie beispielsweise zu Voltaire, mit dem er sich wegen dessen Gedicht über das Erdbeben von Lissabon 1755 überwarf.

Rousseaus wichtigste Schriften erschienen in den frühen 60er Jahren: „Julie ou la Nouvelle Héloïse“ (Julie oder Die neue Héloïse), „Du contrat social ou principes du droit politique“ (Vom Gesellschaftsvertrag oder Prinzipien des Staatsrechtes) und „Émile ou de l'éducation“ (Emile oder über die Erziehung). Ihr revolutionärer Inhalt wurde von der Kirche und der politischen Zensur in Frankreich verworfen. Rousseau mußte daher aus Paris fliehen und machte sich auf den Weg nach Genf, wo er aber nicht ankam, denn die Genfer, die ebenfalls ihre etablierte Ordnung durch diesen unruhigen Geist bedroht sahen, hatten seine „Héloïse“ auch verworfen. Er wandte sich der kleinen Stadt Motiers zu, die im Fürstentum Neuenburg lag.

Warum gerade Neuenburg? Das schweizerische Fürstentum Neuenburg (Neuchâtel) und Valangin war seit 1708 durch Personalunion mit Preußen verbunden. 1707 war die letzte Fürstin aus dem Hause Orléans-Longueville, eine entfernte Verwandte der Bourbonen auf dem französischen Thron, gestorben, und das im Fürstentum neben der Fürstin regierende Drei-Stände-Tribunal (Trois Etats) hatte sich wegen Zwistigkeiten mit Ludwig XIV. und aufgrund des calvinistischen Bekenntnisses der etwa 30000 Bürger als Nachfolger der verstorbenen Fürstin für einen europäischen König ausgesprochen, der die Unabhängigkeit des Fürstentums garantieren sollte. So war Berlin zu einem weit entfernten Landstrich gekommen, der schon aufgrund seiner Lage sich aus den Wirren der Kriege, die Preußen in der friderizianischen Zeit führte, heraushielt und lediglich durch einen vom König ernannten Gouverneur, der auf die pünktliche Bezahlung der (sehr geringen) Steuern zu achten hatte, verbunden war. Immerhin galt die in Berlin praktizierte geistig-religiöse Toleranz auch hier – besonders, wenn sich die Vertreter der Aufklärung vom katholischen Frankreich absetzten.

Rousseau erbat also seinen Aufenthalt in Neuenburg und schrieb im Juli 1762 in einer Mischung von Dreistigkeit und Schmeichelei an den König: „Ich habe viel Schlechtes über Sie gesagt und werde es vielleicht auch noch ferner tun. Da ich jedoch aus Frankreich, aus Genf und aus dem Kanton Bern verjagt worden bin, habe ich in Ihren Staaten eine Zuflucht gesucht. Vielleicht war es ein Fehler, damit nicht den Anfang gemacht zu haben – dieser Glaube gehört zu jenen Huldigungen, derer Sie würdig sind. Sire, ich habe keine Gnade von Ihnen verdient und bitte auch nicht um Gnade, aber ich habe Eurer Majestät mitteilen zu müssen geglaubt, daß ich mich in Ihrer Gewalt befinde und mich darin befinden will.“ Der damalige Gouverneur von Neuenburg war mit George Reith (1693–1778) ein enger Freund des Preußenkönigs. Er informierte den König sofort.



Jean-Jacques Rousseau: Der Aufklärer starb am 2. Juli 1778. Foto: Archiv

Friedrich kannte alle wichtigen Publikationen seiner bedeutenden Zeitgenossen, also auch die von Rousseau. Rousseaus Ansichten waren nicht nur in den Salons des interessierten Publikums in Paris Gesprächsthema, sondern dessen mit großer Überzeugungskraft vorgetragene Thesen spielten in der europäischen Gedankenwelt des 18. Jahrhunderts in zunehmendem Maße eine Rolle. Der König hatte sich schon gelegentlich mit anderen aufgeklärten Geistern über diesen radikalen Denker ausgetauscht. Er hielt dessen Ansichten nicht nur für überzogen, sondern für falsch und mokierte sich über den Eifer des Genfers. Am 1. September 1762 schrieb der König dementsprechend an seinen Freund Keith: „Ich sehe, wir sind in seiner Beurteilung einig. Man muß den Ärmsten unterstützen. Sein ganzes Vergehen besteht in wunderlichen Ansichten, die er aber für gut hält ... Er wird mich nie dazu bringen, Gras zu fressen und auf allen Vieren zu laufen ... Ich lasse Ihnen 100 Taler zugehen und bitte Sie, ihm davon so viel zuzustellen, als er für seinen Unterhalt braucht.“

Als der Gouverneur Rousseau umgerechnet zwölf Louisd'or von der Summe anbot, fand dieser das „knickrig“; den von Friedrich für später (nach dem Siebenjährige Krieg, der ja kurz vor seinem Abschluß stand) in Aussicht gestellten vom König finanzierten Bau einer Einsiedelei (wo auch immer) fand Rousseau hingegen großzügig. Er schrieb am 30. Oktober 1762 wiederum in dieser Mischung von überzogenem Selbstwertempfinden und Unterwürfigkeit: „Sire, Sie sind mein Beschützer und mein Wohltäter, und ich habe ein Herz, das von Natur dankbar ist ... Könnte ich Friedrich den Gerechten und Gefürchteten seine Staaten mit einem zahlreichen Volke bedecken sehen, dessen Vater er wäre, so wollte J. J. Rousseau, der Feind der Könige, zu Füßen seines Thrones sterben.“

Aber es kam nicht dazu, denn Rousseau hatte sich durch sein merkwürdiges Auftreten (er trug immer ein armenisches Gewand) bei den (zugegebenermaßen: spießigen) Bürgern des Städtchens unbeliebt gemacht. Er wollte das Leben eines Eremiten führen und siedelte sich auf einer kleinen Insel im Bieler See, die dem Berner Krankenhaus gehörte, an. Auch von dort mußte er weg und reiste nach Straßburg. Friedrich soll ihm sogar – in der Vermittlung durch Keith – angedeutet haben, daß Rousseau auch in Berlin würde leben können. Aber Rousseau fuhr nach England – auf Bitten des englischen Philosophen David Hume. Er schrieb an den preußischen König: „Sire, ich verdanke dem Unglück, das mich verfolgt, zwei Güter, die mich trösten: das Wohlwollen des Lord Marschalls und den Schutz Eurer Majestät. Wenn ich auch gezwungen bin, fern von dem Staate zu leben, in dem mein Name in die Liste Ihrer Untertanen eingetragen ist, so bewahre ich mir doch die Liebe zu den Pflichten, die ich dort eingegangen bin. Geruhen Sie, Sire, Ihre Güte mir so weit folgen zu lassen, als ich meine Dankbarkeit mit mir nehme, lassen Sie mir stets die Ehre, Ihr Schützling zu sein, wie ich stets Ihr treuester Untertan sein werde.“

Aber in England fühlte Rousseau sich nicht wohl und litt unter Depressionen, so daß er unter falschem Namen nach Frankreich zurückging, wo ihn zwar die Polizei beobachtete aber in Ruhe ließ. Er kam schließlich auf dem Gut eines Gönners in Ermenoville bei Paris unter, wo er am 2. Juli 1778 starb.

Rätselhafter Feuerball über Sibirien

Das Tunguska-Ereignis: Vor 100 Jahren ließ ein explodierender Meteorit rund 60 Millionen Bäume umknicken

Von HANS-JÜRGEN MAHLITZ

Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen vom Himmel herab – so beschreibt das 1. Buch Mose (19;23) jenen rätselhaften Vorgang, mit dem die Bewohner von Sodom und Gomorrha für ihren gottlosen Lebenswandel bestraft wurden. Von vielen Erklärungsversuchen erscheint einer bis heute plausibel: Die vermutlich im heutigen Jordanien gelegenen Städte könnten dem Einschlag beziehungsweise der Explosion eines gigantischen Meteoriten zum Opfer gefallen sein.

Konkrete Spuren, die der himmlischen Strafaktion zugeordnet werden könnten, waren jedenfalls nirgends zu finden. Daß wir dennoch eine konkrete Vorstellung davon haben, was sich damals zu mosaischen Zeiten zugetragen haben könnte, verdanken wir einem „Jahrhundert-Ereignis“ in der zentralsibirischen Taiga. Vor geneu einem Jahrhundert, am 30. Juni 1908 um 7.15 Uhr, zerstörte dort ein gewaltiger Feuersturm alle Vegetation auf einer Fläche von 2000 Quadratkilometer; das entspricht etwa der Größe des Saarlandes.

Im Gegensatz zu Sodom und Gomorrha war die nach dem Fluß Tunguska benannte Region allerdings nahezu menschenleer und somit wohl auch weitgehend frei von Sünde. Ein göttlicher Strafakt kommt als Ursache des Tunguska-Rätsels also nicht in Frage. Was es dann sonst gewesen sein könnte, darüber streiten Gelehrte und weniger gelehrte Verschwörungstheoretiker seit nunmehr 100 Jahren. Zwar gab es eine Reihe von Augenzeugenberichten, die noch in über 100 Kilometer Entfernung den riesigen Feuerball am Himmel erspäht hatten. Ansonsten aber wurde das Ereignis in den Wirren des untergehenden Zarenreiches kaum wahrgenommen. Erst ein Jahrzehnt nach der Oktoberrevolution schickten die neuen Herren im Kreml eine von Leonid Kulik geleitete Expedition ins ferne Sibirien, um die noch immer sichtbaren Schäden zu dokumentieren. Die Bilanz aus dem Jahre 1927: Im Umkreis von 60 Kilometern waren rund 60 Millionen Bäume offenbar durch eine Druck- und Hitzewelle vernichtet worden. Fotos jener Expedition zeigen eindrucksvoll ganze Wälder, deren Bäume wie Strohhalme dahingemäht in einer Richtung liegen – immerhin zwei Jahrzehnte nach der Katastrophe.

Was genau geschehen war, konnten Kulik und seine Begleiter nicht klären. So blieb es lange Zeit ruhig um das Tunguska-Rätsel. Erst in den letzten Jahren wurde die menschenleere Region wieder von Forschungsexpeditionen heimgesucht, wobei sich neben den Russen vor allem die Italiener hervortaten. Sie wollen den Cheko-See als Einschlagkrater eines Asteroiden-Trümmers identifiziert haben. Zwar mußte Projektleiter Luca Gasperini einräumen, daß wesentliche Merkmale solcher Krater in diesem Falle fehlen, doch bietet er per Internet auch hierfür eine plausibel klingende Erklärung.

Die russische Forscherin Natalia Artemieva hingegen lehnt die Thesen der Italiener ebenso ab wie jene mehr oder weniger absurden Erklärungsversuche, die von militärischen Geheimexperimenten oder gar von der Explosion eines Raumschiffes außerirdischer Besucher reden.

Einig ist sich Artemieva allerdings mit den meisten ihrer britischen und amerikanischen Fachkollegen, daß es sich sehr wohl um eine Explosion gehandelt haben muß. Rechtzeitig zur Internationalen Tunguska-Konferenz in Moskau anläßlich des 100. Jahrestages legte sie eine computergestützte Rekonstruktion des Ereignisses vor.

Demnach war ein kosmisches Trümmerstück von maximal 80 Meter Durchmesser mit einer Geschwindigkeit von 70000 Stundenkilometer in einem so schrägen Winkel in die Erdatmosphäre eingedrungen, daß es nicht bis zur Oberfläche durchdringen konnte, sondern noch in der Luft explodierte, vermutlich in fünf bis zehn Kilometer Höhe. Die Sprengkraft dürfte mindestens das Tausendfache der Hiroshima-Bombe betragen haben.

Es war einfach Glück im Unglück, daß dieser Meteorit über einer unbesiedelten Region niederging. So blieb es bei gewaltigen, heute noch erkennbaren Vegetationsschäden und – nach amtlicher Lesart – einem einzigen Todesopfer. Hätte der Gesteinsbrokken, der möglicherweise aus dem Asteroiden-Gürtel zwischen Mars und Jupiter stammte, die Erde ein paar Stunden später getroffen, wäre möglicherweise in einer dichtbesiedelten Region Zentraleuropas alles Leben ausgelöscht worden.

Auch wenn in den letzten 100 Jahren seit dem Tunguska-Ereignis kein ähnlich schweres Geschoß unseren Planeten getroffen hat – wir Menschen leben in ständiger Gefahr. Täglich schlagen Hunderte interplanetarischer Körper bei uns ein. Die weitaus meisten sind kaum mehr als staubkorngroß, verglühen vollständig in der oberen Atmosphäre und werden allenfalls als Sternschnuppen wahrgenommen. Aber es sind auch Himmelskörper auf kollisionsverdächtigen Bahnen unterwegs, die durchaus das Potential zu Schädigungen haben wie einst vor 60 Millionen Jahren, als ein Asteroideneinschlag zahlreiche Tier- und Pflanzenarten aussterben ließ, möglicherweise auch die Saurier.

60 Millionen Jahre – das klingt beruhigend. Ist aber im Maßstab von 4,5 Milliarden Jahren Erdgeschichte eine relativ kurze Spanne – die nächste derartige Katastrophe kann noch ein paar Millionen Jahre auf sich warten lassen, kann aber auch schon morgen passieren. So ist es durchaus sinnvoll, wenn Organisationen wie die amerikanische NASA Millionen-Dollar-Programme auflegen, mit denen Flugbahnänderungen gefährlicher Weltraumgeschosse kontinuierlich überwacht werden.

Urlaub vom Krieg

Am anderen Ende der Wüste Negev gibt es Erholung und Spaß pur

Von Robert B. Fishman

Tauchen kann jeder", behaupten die jungen Leute am Strand von Eilat, für die die Hippiezeit nie zu Ende ging. In ihren aus Brettern und Netzen gezimmerten Ständen erklären sie Urlaubern das Leben unter Wasser. Der junge Mann formt aus Daumen und Zeigefinger einen Kreis. „Das heißt ‚alles ok'. Wenn es dir gut geht, erwidere es, wenn nicht, gib mir ein Zeichen. Finger nach oben zum Beispiel heißt auftauchen – aber nicht zu schnell, sonst bekommst du Probleme mit dem Druck. Wenn Wasser in die Brille kommt, halte die Luft an und atme durch die Nase aus. So."

Nach zehn Minuten Taucheinführung steht wieder eine Gruppe Tauchnovizen in schwarzen Neoprenanzügen und Taucherflossen, die Unterwasserbrillen in der Hand, unsicher am Kieselstrand. Auf der anderen Seite der Bucht weht die schwarz-weiß-grün-rote Flagge des Königs. „Die größte Fahne der Welt", erklärt der Reiseführer. Sie gehört dem haschemitischen König von Jordanien wie das Ostufer des Golfs von Eilat mit der Stadt Akaba. 17 Kilometer mißt das schmale Stück Israel am Roten Meer von der ägyptischen bis zur jordanischen Grenze. Dazwischen: die Tauchschulen, ein Hafen, in dem Tag und Nacht graue Frachtschiffe japanische Kleinwagen ausspucken und Hotels, Hotels, Hotels. Das Dan, das Princess, das Isrotel, der ganz neue Luxuspalast Harrods. Weniger als vier Sterne trägt keines der Betongebirge an der von schicken Läden und ramschigen Ständen gesäumten Strandpromenade.

Auf Kommando spucken alle in ihre Taucherbrille. „Jetzt verreiben", ruft die Tauchlehrerin. Alle gehorchen und setzen ihre nun anlaufsicheren Gläser auf. Der dicke, weiche Neoprenanzug schützt vor dem frischen Nordwind, der über das tiefblaue Wasser bläst. Selbst im Winter fällt die Temperatur des nördlichsten tropischen Meeres kaum unter 22 Grad. Nach 20, 30 Metern erreicht es die Unterkante der Taucherbrillen. „Gleichmäßig durch den Mund atmen", hat die Tauchlehrerin immer wieder gesagt. Fünf Meter lange Schläuche verbinden die Mundstücke der Taucherausrüstungen mit den Sauerstofflaschen, die auf einem Floß an der Oberfläche schwimmen. „Snuba-Diving" heißt diese besonders sichere Variante des Tauchens ohne Flaschen auf dem Rücken.

Weiteratmen nicht vergessen. Leise steigen die Luftblasen aus dem Mundstück nach oben. Ab und zu tauchen gelbe, orangefarbene und graue Fische aus dem Blaugrau auf. Am nahen Meeresboden dösen einige von ihnen in den Armen der weißen Seeanemonen, die sich in den Wellen wiegen.

Manche Korallen gleichen bunten, runden Sofakissen, andere den Zweigen bizarrer, rosa-weißer Bäume. Die Unsicheren unter den Tauchnovizen hat die Lehrerin an die Hand genommen. Immer wieder fragt sie per Handzeichen „alles ok?"

Zurück an Land gibt es eine heiße Dusche mit Blick in die steil zum Meer hin abfallenden braunen Felswände der Negevwüste. Gut 400 Kilometer bizarre Felsformationen, von winterlichen Sturzregen ausgewaschene Schluchten und weite, Mondlandschaften ähnliche steinerne Hochebenen trennen Eilat vom dicht besiedelten Zentrum des Landes. Am Roten Meer leben Israelis für ein oder zwei Wochen im Jahr ihren Traum von unbeschwerter Normalität: Sie genießen Sommer, Sonne, Strand, wandern durch die friedliche Wüste und sitzen in Cafés und Restaurants, in denen niemand versucht, sich und möglichst viele Gäste in die Luft zu sprengen. Bisher ein einziges Mal, Anfang 2007, hat es ein Selbstmordattentäter bis nach Eilat geschafft. Am anderen Ende der Wüste schlagen in Sderot und anderen Grenzorten jeden Tag die Kassam-Raketen aus dem Gaza-Streifen ein. Den Kindern von Sderot hat ein Millionär für ein paar Tage Hotelzimmer in Eilat gemietet. In Scharen ziehen sie ausgelassen über die Promenade und bestaunen durch die Fenster des Unterwasser-Observatoriums Coral World die bunte Welt auf dem Grund des Roten Meeres. Ein paar erholsame Nächte ohne Luftalarm und ganz normale Tage im Sonnenschein geben ihnen eine Ahnung, wie ein Leben im Frieden aussehen könnte.



Tauchen im Roten Meer: Begegnung mit einem Schwarm Fische Foto: ddp

Der einstige Beduinenflecken am Roten Meer zieht neben Scharen von Urlaubern Abenteurer und Wüstenfreaks wie Alfonso an. Der Schweizer hat in Nordafrika und vielen Ländern Asiens vor allem für das Rote Kreuz Hilfstransporte organisiert. Heute zeigt er Touristen die Geheimnisse der Wüste. In der scheinbar gottverlassenen Einsamkeit, die direkt am Rande des 55 000-Einwohner-Städtchens beginnt, leben Wölfe, Schakale, Gazellen, Steinböcke und viele kleine Tiere, von denen die meisten Europäer noch nie etwas gehört haben. Alfonso zeigt den Touristen ihre Spuren.

„Die Wüste macht den Städtern Angst", sagt Alfonso, während er seinen Land-Rover sicher über die holprigen Stein- und Geröllpisten vorbei an steinernen Fratzen und Fabeltieren steuert. Hier sieht ein Felsen aus wie eine riesige rosa-gelbe Kröte, dort eine Wand wie das Abbild eines Außerirdischen. Die Kamele, die Touristengruppen auf Pfaden durch die karge Landschaft tragen, fressen hin und wieder eines der letzten Blätter, die an den ausgetrockneten Büschen hängen.

Seit zehn Jahren hat es im südlichen Negev nicht mehr geregnet. Nur wenige der schütteren Büsche und der bizarr geformten Akazien überstehen die lange Dürre.

Neun von zehn Israelis leben in Städten. Die Stille zwischen den Felsen des Negev wirkt auf viele befremdlich, auf manche bedrohlich. In der klaren Luft leuchten abends die Sterne heller als anderswo. Kein Licht stört.

Nach einem Tag in der Wüste erscheint Eilat wie ein lautes Ufo, das sich auf dem Weg in die Welt an diesen steinigen Strand verirrt hat. Wenn die untergehende Sonne die steil aufragenden Felsen hinter den Hotels in weiches rosa Licht taucht, strömen die Touristen in den rotbraunen Klotz, den die Einheimischen spöttisch den „Dritten Tempel" nennen: ein Einkaufszentrum mit Klamottenläden, Supermärkten und Restaurants, deren Besitzer mit Sonderpreisen werben.

Der Finanzminister hat die Eilater Läden von der Mehrwertsteuer befreit. Dennoch ist manches teurer oder jedenfalls nicht billiger als anderswo in Israel. Aber was soll's. Man hat Urlaub und gönnt sich ja sonst nichts.

Delikatessen von mild bis würzig

Unterhaltsame Tour auf Schleswig-Holsteins Käseroute

Von Thomas Voigt

Daß im Land zwischen Nord- und Ostsee gern und gut Fisch gegessen wird, ist hinlänglich bekannt. Schleswig-Holstein als Land der Käsespezialitäten dagegen ist nicht vielen ein Begriff. Dabei wurde die Tradition der bäuerlichen Käseherstellung hier bereits im Mittelalter dokumentiert. Die Käsestraße Schleswig-Holstein greift dieses Erbe auf und verbindet knapp 30 Käsereien und Meiereien, in denen man die Delikatessen großenteils direkt einkaufen kann. Natürlich führt die Käse-Schlemmertour auch an vielen schleswig-holsteinischen Sehenswürdigkeiten vorbei.

Vor etwa 100 Jahren entstanden im ganzen Land Genossenschaftsmeiereien. Heute gilt Schleswig-Holstein unter anderem als Heimat des strengen Tilsiters, der 1840 erstmals von einer Bäuerin im ostpreußischen Tilsit beschrieben wurde. Der kultige Stinker ist aber nur eine unter mehr als 100 Käsesorten, die im nördlichsten Bundesland hergestellt werden. Um die Bekanntheit ihrer Käseregion zu steigern, gründeten die Produzenten vor einigen Jahren die „Käsestraße Schleswig-Holstein". Die Strecke startet bei Glücksburg im hohen Norden und führt einmal rund um Schleswig-Holstein.

Wer in Hamburg Richtung Nordwesten startet, erreicht in Rellingen „Kruses Hofmilch" – und findet dort neben Ziegenfeta, Gouda mit Bockshornklee oder Romadur, als besondere Attraktion auch Speiseeis aus Ziegenmilch. „Ziegenmilchprodukte sind derzeit richtig trendy", sagt Simone Weichmann, Sprecherin der Käsestraße Schleswig-Holstein, und nennt als Grund neben dem intensiven Aroma auch die bei Kindern immer häufiger auftretenden Kuhmilchallergien.

Die nächste Delikatesse Richtung Nordwest lockt in Horst im Kreis Steinburg: Bei der seit 1957 biologisch-dynamisch bewirtschafteten Hofkäserei Dannwisch gibt es den „Edlen von Dannwisch", einen mehrfach preisgekrönten Blauschimmelkäse. Der Hofladen ist dienstags, freitags und samstags geöffnet.

Nächste Station ist Hohenlockstedt. Dort sitzt im Meierhof Möllgaard das Infozentrum der Käsestraße Schleswig-Holstein. Im Laden wird fast das gesamte Sortiment aller Betriebe angeboten.

Wer weiter in Richtung Nordfriesland fährt, sollte die Friesische Schafskäserei in Tetenbüll nicht auslassen. Schafskäse gibt es von März bis Dezember täglich im Hofladen, Betriebsführungen ab Mai dienstags und freitags um 15 Uhr. In der Meierei Ostenfeld im gleichnamigen Ort bei Husum kann die Produktion aus einem Besucherraum beobachtet werden. Nicht weit entfernt in Oster-Ohrstedt bietet auf einem idyllisch gelegenen Geesthof die Bio-Rohmilchkäserei Backensholz zwölf verschiedene Kuhmilch- und Ziegenkäse aus eigener Milchproduktion.

Ein Abstecher nach Husum empfiehlt sich hier allemal. Theodor Storms „Graue Stadt am Meer" ist ein touristischer Geheimtipp. Neben dem romantischen alten Hafen lohnt hier ein Besuch des Schiffahrtsmuseums Nordfriesland und des Theodor-Storm-Hauses.

Schmeckens- und Sehenswertes gibt es auch auf dem östlichen Teilstück der Käsestraße. Die Meierei-Genossenschaft Holtsee-Ascheberg in Holtsee bietet in ihrem „Käsekeller mit Pausenstation" drei verschiedene Verkostungs- und Infoprogramme für Gruppen. Ziegenhof Rehder in Boksee hat neben Camembert, Frisch- und Schnittkäse von der Ziege auch Ziegenwurst und Ziegenfleisch im Sortiment.

Gut Behl liegt zwischen den beiden Kreisstädten Plön und Eutin, wo man zwei stattliche Schlösser im Spätrenaissance- (Plön) und Barockstil (Eutin) besichtigen kann. Spezialität der Gutskäserei Behl im Herzen der Holsteinischen Schweiz ist der Fünf-Seen-Käse. Er wird aus eigener Milch nach althergebrachtem handwerklichen Verfahren hergestellt. 100 Tage Reifung bringen den würzigen Geschmack, noch länger reift er als Katenkäse und schmeckt dann trotz cremiger Konsistenz regelrecht pikant. Eine weitere, würzige Variante wird mit Bärlauch hergestellt. Passend zum Fünf-Seen-Käse startet im nahegelegenen Malente mehrmals täglich die zweistündige Fünf-Seen-Fahrt mit der MS Dieksee.

In Schleswig-Holsteins südöstlichem Landkreis Herzogtum Lauenburg sind die Betriebsgemeinschaft Domäne Fredeburg bei Ratzeburg und der Erdmannshof E. Voß in Krukow empfehlenswert. In Fredeburg gibt es die Kinder-Lieblingskäse „Fredamer" und Hofgouda, außerdem den Lauenburger Hartkäse. Zu den Spezialitäten beim Erdmannshof Voß nahe der Elbe gehört der beliebte Bockshornkleekäse, vom Verband für handwerkliche Milchverarbeitung im ökologischen Landbau 2006 mit dem Qualitätspreis in Gold und dem Publikumspreis ausgezeichnet. Der Hofladen in Krukow hat jeden Freitag geöffnet.

Kein Ticket

Check-in ohne Papierkram

Man sieht es nur noch selten, und am 31. Mai 2008 ist es endgültig verschwunden: das Papierticket. Nun wird es ausschließlich das Elektronische Ticket, kurz E-Ticket, geben. Denn Papiertickets sind teuer, weil diese fälschungssicher sein müssen und deshalb besondere Anforderungen an den Druck bestehen.

Die Fluggesellschaften sparen durch das E-Ticket also einiges. Doch auch für die Reisenden gibt es Vorteile, wie Torsten Schäfer vom Deutschen ReiseVerband erläutert. Die Handhabung sei denkbar einfach: Der Fluggast muß nur an den Check-in-Schalter gehen und seinen Personalausweis oder Reisepaß vorlegen. Die Buchung wird dann anhand des Namens im System aufgerufen. Wer lieber etwas in der Hand hat, kann die Buchungsbestätigung zum Flughafen mitnehmen – zwingend notwendig sei das aber nicht.

Die Buchungsnummer, die man im Reisebüro sowie bei der Buchung per Telefon oder Internet erhält, sollte man jedoch parat haben.

Wenn es aus irgendeinem Grund Probleme mit dem Namen gebe, lasse sich anhand der Buchungsnummer das E-Ticket auf jeden Fall finden.

Vor einem Computerausfall brauche man in diesem Fall keine Angst zu haben: Die Buchung bleibe im System erhalten, beruhigt der Reiseexperte. Und sollte es an einem Flughafen tatsächlich mal zu einem kompletten Systemausfall kommen, „dann würde auch ein Papierticket nicht weiterhelfen".

Bei der Einreise muß man in manchen Ländern als Tourist einen Rückflug nachweisen. Da kein entsprechendes Ticket mehr vorliegt, zeigt man bei der Kontrolle seinen Passenger Receipt vor, den man beim Check-in zusammen mit der Bordkarte erhält.

Einer der entscheidendsten Pluspunkte des E-Tickets ist, daß man es nicht verlieren kann. War der gedruckte Flugschein weg, mußte man sich gegen viel Geld ein neues Ticket ausstellen lassen. Heute benötigt man im Normalfall nur seinen Ausweis – und hat damit ein Dokument weniger, auf das achtgegeben werden muß.

Doch auch, wenn die IATA eine komplette Umstellung auf das E-Ticket geplant hat, wird es dann doch nicht so ganz klappen. Einige Staaten in der GUS, im Nahen Osten und in Afrika verfügen noch nicht über die technischen Voraussetzungen. Dort benötigt man zum Einchecken weiterhin ein Papierticket. „Das sind jedoch in der Regel keine touristischen Zielgebiete. Aber wer dorthin fliegt, bekommt von der jeweiligen Airline automatisch einen Flugschein", erklärt Schäfer. *ddp*

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der

Preußische Allgemeine Zeitung – Das Ostpreußenblatt – Das Ende der Reformen

Wolfgang Korall, Ernst- Otto Luthardt
Ostpreußen- Gestern und Heute

Über 240 Bilder zeigen Ostpreußen in seiner ganzen Vielfalt. Sechs Spezialthemen berichten über den berühmten Astronom und Mathematiker Nicolaus Copernicus, den Oberländischen Kanal, Bernstein - das Gold der Ostsee die Wolfsschanze. Ein Bildteil mit alten Schwarz-Weiß-Bildern von 48 Seiten führt zurück in die Zeit, als Ostpreußen noch nicht zerstört war und Königsberg eine lebendige Großstadt mit zahlreichen Sehenswürdigkeiten. Geb., 208 Seiten, ca. 300 Abb., Format: 24 x 30 cm

3 x Ostpreußen für Sie als Geschenk

Unser wertvolles Ostpreußen-Paket mit diesem schönen Buch und den beiden DVDs

3 x Ostpreußen für Sie

Schatzkästchen Ostpreußen, Doppel-DVD

Das „Schatzkästchen Ostpreußen“ präsentiert die umfangreichste Sammlung alter Filme aus Ostpreußen.
Die 17 Dokumentarfilme wurden in den Jahren zwischen 1920 und 1945 gedreht:
Freuen Sie sich auf ein Wiedersehen mit alten Filmen, die seit Jahren nicht mehr zu sehen waren, und entdecken Sie völlig unbekannte Filmstreifen, die erst jetzt aus einem bislang verschlossenen Archiv der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können.
Alle Filme sind ungekürzt in der ursprünglichen Bild- und Tonfassung, um den authentischen Charakter zu bewahren.
Auf eine Kommentierung aus heutiger Sicht oder neu gedrehtes Filmmaterial wurde verzichtet.
Als Extra bietet die Doppel-DVD den Film „Ostpreußen-Flieger“, der die Geschichte des Segelfliegens auf der Kurischen Nehrung erzählt, sowie den Bonusfilm „Segelfliegerlager Leba“.
Laufzeit: 195 Minuten + 126 Minuten Bonusfilme



Ostpreußen: Reise in ein fremdgewordenes Land / Ermland und Masuren -

"Ostpreußen - Reise in ein fremdgewordenes Land": Eine Reise in das nördliche Ostpreußen ist heute eine Reise nach Russland und Litauen. Noch vor zehn Jahren war der Weg nach Königsberg nur mit besonderer Genehmigung möglich.
"Ostpreußen - Ermland und Masuren": Der Film zeigt die wichtigsten Orte mit ihren schönsten Sehenswürdigkeiten.
Die Reise führt über Allenstein, das "Gut Gartenpungel", über Nikolaiken, Mohrungen, Sorquitten, das Kloster "Heilige Linde", Hohenstein, Elbing, Marienburg, Frauenburg und zur ehemaligen Bunkeranlage "Wolfschanze" in Rastenburg.

Bonusfilm: "Ostpreußen - Reise in die Vergangenheit" - Der Film zeigt in wunderschönen historischen Aufnahmen aus den 30er und 40er Jahren Ostpreußen wie es einmal war: das Torfmoor bei Tawellingken, Felder und Siedlungen bei Trapphöhnen, der Hafen von Memel, die Ostmesse in Königsberg, der Oberländische Kanal, der verlandende Drausen-See, Flößer bei der Arbeit u.v.m.

Lesen Sie die **Preußische Allgemeine Zeitung**

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

ANTWORT COUPON

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Oberstraße 14 b
20144 Hamburg
oder am schnellsten per
SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich das Ostpreußen-Paket für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mindestens 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und möchte das Geschenk- Paket Ostpreußen

☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

MELDUNGEN

Digitale Welt für Senioren

Bonn – Das Internet kann das Leben älterer Menschen bereichern. Denn im Netz lassen sich zum Beispiel weiterführende Informationen zu einem spannenden Zeitungsartikel finden oder Bankgeschäfte bequem von zu Hause aus erledigen. Noch immer trauen sich aber viele Ältere nicht ins Internet. Für sie hat die „Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen“ (BAGSO) den „Wegweiser durch die digitale Welt“ erarbeitet. Die Broschüre beschreibt auf gut verständliche Weise die zahlreichen Möglichkeiten des neuen Mediums. Anschließend geht es tiefer in die digitale Welt: Wie kauft man im Internet ein? Wie kann man dort eine Reise buchen? Wie erledige ich meine Bankgeschäfte online? Neben den Chancen des Internets weist die Broschüre auch auf Risiken hin. Bei jedem Thema geht es daher auch um die Aspekte Sicherheit und Verbraucherschutz. Interessierte können die Broschüre als pdf-Datei im Internet herunterladen oder als Heft bestellen: BAGSO, Bonngasse 10, 53111 Bonn, Telefon (02 28) 2 49 99 30, www.bagso.de. *ddp*

Neuer Technik nicht verschließen

Berlin – Auch im höheren Alter gilt es, sich mit komplizierter Technik auseinanderzusetzen. Denn oft bekommt man ohne Automat keine Fahrkarte mehr. Bestimmte Informationen gibt es nur noch im Internet. „Viele Geräte sind nicht besonders benutzerfreundlich“, sagt Sebastian Glende, Leiter der „Senior Research Group“, einer Forschungsgruppe zu seniorengerechter Technik an der Technischen Universität Berlin. Meist lassen sie sich aber trotzdem von Menschen jeden Alters nutzen. Nicht immer seien winzige Tasten oder kleine Displays die Ursache dafür, daß sich Senioren zum Beispiel weigerten, ein Handy zu gebrauchen. „Viel häufiger ist es die Haltung ‚Ach, das muß ich mir nicht antun‘“, berichtet der Diplom-Ingenieur. Doch damit beraubten sie sich in ihrem Alltag zahlreicher Möglichkeiten. *ddp*

Wenn der süße Spatz zur Zicke wird

Pubertierende brauchen flexible Regeln – Eltern sollten eigene Bedürfnisse anmelden

Von Maria Hilt

Auch die schönste Kindheit ist irgendwann zu Ende. Manche Kinder machen sich schon mit neun Jahren auf den Weg ins Erwachsenenleben. Auch wenn es die Eltern noch so sehr schmerzt, daß ihr Küken langsam flügge wird – die Pubertät läßt sich weder durch geschenkte Puppen noch durch strenge Regeln aufhalten. „Die körperlichen und psychischen Veränderungen im Jugendalter werden durch hormonelle Abläufe eingeläutet. Eltern können das nicht beeinflussen“, sagt Sybille Herold, Autorin von „300 Fragen zur Pubertät“. Es hilft also nichts: Die ganze Familie muß sich der Pubertät stellen.

Erziehungsberaterin Claudia König hebt als solide Basis für diesen oft nervenaufreibenden Entwicklungsschritt die Eltern-Kind-Beziehung besonders hervor. „Mit der Pflege dieser Verbindung sollte man bereits lange vor der Pubertät beginnen. Eine gleichwertige, gewaltfreie Kommunikation mit Kindern und Problemlösungskompetenz in Konflikten von Seiten der Eltern prägen eine positive Familienatmosphäre und helfen durch die schwierige Umbruchzeit im Jugendalter“, sagt König. Dafür sollen sich Eltern fit machen und sich gegebenenfalls kompetente Unterstützung holen.

Denn wenn die Pubertät erst einmal da ist, kommt es meist zu regelmäßigen Auseinandersetzungen zwischen den Jugendlichen und ihren Eltern. Streitthemen wie Kleidung, Ausgehen oder Zimmer aufräumen können den Familienfrieden beständig stören. „Es gehört zur Pubertät dazu, daß die Jugendlichen ihre Grenzen austesten. Dabei lernen sie, für ihre Meinung einzustehen und Kompromisse zu finden“, erklärt Sybille Herold. Eltern sollten jedoch darauf achten, daß die Streitigkeiten nicht überhand nehmen. „Wenn über alles diskutiert wird, haben die Jugendlichen das Gefühl, nur noch gegängelt zu werden. Das führt zu Frust und schlechter Stimmung“, warnt Sybille Herold. Bevor das Zuhause zum Kriegsschauplatz ausartet, sollte man sich also überlegen, welche Prioritäten man setzen möchte. Ist beispielsweise die Unordnung im Jugendzimmer ein dauerndes Reizthema, stellt sich die Frage, ob man seine Forderungen auf ein Minimum herunterfahren könnte. „Auf diese Weise kann man Streßfaktoren verringern und der Eltern-Kind-Beziehung die Gelegenheit geben, sich zu erholen“, sagt die Diplom-Psychologin.

Auch Claudia König rät Eltern, in festgefahrenen Diskussionen mit Pubertierenden erstmal die Notbremse zu ziehen. „Man kann versuchen, ein bestimmtes Reizthema ganz bewußt für zwei, drei Wochen ruhen zu lassen und es nicht mehr anzusprechen“, sagt die Erzieherin. Diese Auszeit gibt Eltern die Möglichkeit, Abstand zu gewinnen und die Situation neu zu bewerten. „Gleichzeitig kann dann auch das Kind aus seiner Kampfposition aussteigen, weil der permanente Gegendruck aufhört“, sagt König. Nach so einer Pause könnten beide Parteien dann meist wieder entspannter und sachlicher über ein Thema sprechen.

Im Leben eines Pubertierenden nimmt die eigene Familie meist eine eher untergeordnete Rolle ein. „Der Freundeskreis ist in diesem Alter besonders wichtig und interessant. An Familienunternehmungen teilzunehmen, scheint den Jugendlichen dagegen langweilig“, sagt Sybille Herold. Eltern sollten jedoch trotzdem darauf achten, in regelmäßigen Abständen schöne Familienmomente zu schaffen. „Man sollte den Kindern klar machen, daß man selbst auch Bedürfnisse hat. Für Taschengeld, Wäsche waschen und Kochen kann man schließlich auch ein bißchen Familienzeit einfordern“, sagt Sybille Herold.



„Oh man, nerv nicht Alte“: Während der Pubertät können Kinder äußerst unzugänglich sein. Foto: pa

Gleichzeitig sei es jedoch wichtig, auch Verständnis für die neuen Interessen der Jugendlichen aufzubringen und den wöchentlichen Spieleabend nicht auf die Haupt-Ausgehzeiten Freitag oder Sonnabend zu legen.

Bei den pubertären Machtkämpfen müssen Eltern oft eine Menge einstecken. Ihre kleinen Lieblinge fahren plötzlich auch verbal schwere Geschütze auf, kränken und entwerten ihre bisherigen „Erziehungsberechtigten“, um sich abzugrenzen. „Eltern sollten sich bei solchen Attacken immer bewußt machen, daß diese Aufmüpfigkeit normal ist und keine böse Absicht dahinter steckt“, rät Sybille Herold. Es sei aber auch wichtig, daß die Jugendlichen die Konsequenzen ihrer Ausraster spürten. „Wenn man sich verletzt fühlt, sollte man das auch deutlich ansprechen“, sagt die Erziehungsexpertin. Man könne beispielsweise sagen: „Ich bin traurig und fühle mich mißachtet, wenn du so mit mir umgehst. Ich möchte, daß du das änderst.“ Auch der Entzug von Gefälligkeiten sei ein legitimes Mittel der Eltern-Selbstverteidigung. „Man kann seinem Sproß durchaus klar machen, daß sein Benehmen unangebracht war und man die Chauffeurdienste zum Sportkurs deshalb in der nächsten Woche ausfallen läßt. So lernen die Jugendlichen, daß jeder Mensch seine Grenzen hat“, sagt Sybille Herold.

„Der Umbruch, der in der Pubertät geschieht, wirkt sich auch maßgeblich auf die Eltern aus“, sagt Sybille Herold. Die Erfahrung, daß ihr Kind sie immer weniger braucht, sei für viele schwer zu verdauen.

„Für diejenigen, für die das Kind bislang der Lebensinhalt war, bricht eine schwierige Zeit an. Ich rate Eltern daher immer, sich bewußt andere Beschäftigungsfelder zu suchen, sei es ein wiederentdecktes Hobby oder ein Ehrenamt“, sagt Sybille Herold. Die Ablenkung des eigenen Tatendrangs mache es einfacher, das Kind in die Unabhängigkeit ziehen zu lassen. „Wenn die Eltern fähig sind, sich auf andere Dinge zu konzentrieren, können die Kinder sich freier entwickeln.“

Man sollte trotz aller Anstrengungen allerdings nicht erwarten, daß man die pubertäre Phase völlig unbehindert durchgleiten wird. „Egal, wie sehr man sich anstrengt: Man kann von einem Pubertierenden nicht immer ein sonniges Gemüt erwarten“, stellt Sybille Herold klar.

Gesungene Glasnost: Russische »Tschastuschki«

Die Franzosen haben ihre Chansons, die Russen haben ihr eigenes musikalisches Pendant

Von Wolf Oschlies

Andere Völker haben Lieder, nur Franzosen haben Chansons“, schrieb um 1860 Teophil du Mersan, der große Sammler und Herausgeber französischer Liedfolklore. Ähnlich volksspezifisch sind russische „Tschastuschki“, die noch ihrer großen Sammlung, Interpretation und Edition harren. Natürlich gibt es gesammelte Tschastuschki en masse, aber das sind gesäuberte, gefilterte Ausgaben einer Volkskunst, die sich in ihrer Gesamtheit als Spiegel russischen Lebens und Leidens über Jahrhunderte hinweg erweist.

Mit „Schnaderhüpferl“ wird „Tschastuschka“ in Wörterbüchern wiedergegeben und literaturwissenschaftlich definiert als „Produkt oraler Volkspoesie, meist aus zwei oder vier Reimen bestehend, lyrisch, aufrührerisch oder scherzhaft im Inhalt und in einer charakteristischen Weise gesungen“. Ihren Namen bekam sie von dem Adjektiv „tschastyj“ (oftmalig, wiederholt), eben weil sie so oft gesungen wurde. Ganz im Sinne du Mersans ist sie eine „chanson rustique“, ein Dorflied, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum populären Gegenstück lyrischer Lieder wurde. Sie bezog ihre Themen aus dem Alltag, und der verhieß nur Armut, Fronarbeit, Unwissen – selbst die städtischen Tschastuschki waren nur eine Variante der ländlichen, die aus der Dorfperspektive die große Welt kommentierten. Auffallend viele galten dem russischen Übel, der langen Wehrpflicht, was dann so klang: „Ach, glaubt niemandem ein Wort / schön sei's Leben der Soldaten / vier, fünf Jährchen war ich dort / und kann keinem dazu raten.“

Produkt oraler Volkspoesie

Das 20. Jahrhundert begann mit dem verlustreichen Russisch-Japanischen Krieg 1904 bis 1905, dem 1914 der Erste Weltkrieg folgte. Kriege und Kriegsherren, Siege und Niederlagen, alles besangen die Tschastuschki, deren eine sogar in Kriegsgeschichten Eingang fand: „Lebt wohl, ihr Brüder und ihr Vettern / scharf sind der Deutschen Bajonette / jagen uns durch die Karpaten / tot sind viele Kameraden“. Überhaupt spielen Deutsche eine große Rolle in den Tschastuschki: „An der Grenze auf die Deutschen / hat mein Liebster scharf geschossen / und zuletzt fürs heil'ge Rußland / noch sein heißes Blut vergossen.“ Oder heroischer: „Gebt, ach gebt mir die Muskete / und ein graues Pferd dabei / daß ich Kaiser Wilhelm töte / dann ist der Krieg sofort vorbei.“

Der Krieg war 1917 mit der bolschewistischen Revolution vorbei, der ein langer und blutiger Bürgerkrieg folgte. Die Bolschewiken bemächtigten sich der Tschastuschka und ließen sie „Errungenschaften“ besingen: Land für die Bauern, Elektrifizierung, Alphabetisierungskurse etc. Erst mit dem Aufkommen des Stalinismus fand die Tschastuschka zu alter Souveränität zurück, wie mir der russische Folklorist Wladimir Bachtin (1923–2001) einmal in einem Gespräch an vielen Beispielen demonstrierte. Anfangs klang es noch heiter: „Ich kann als schönes Mädchen / in roten Stiefeln geh'n / ich kenne keinen Stalin / und will ihn auch nicht seh'n“. Mit dem inszenierten Mord an dem Leningrader Parteichef Kirow begann Mitte der 1930er Jahre der große Terror, den die Tschastuschka so kommentierte: „Das Flugzeug schwebt/ hoch überm Tal hin / da Kirow nicht lebt / stirbt hoffentlich Stalin.“

„70 Jahre hat dieses volkstümliche Wort sein eigenes Leben gelebt“, schrieb 1991 die Moskauer Illustrierte „Ogonjok“, „sich den offiziellen Lügen widersetzt. Das einfache Wortgewebe der Tschastuschki erwies sich als solider als jene Wahrheiten, die so lange als ewig ausgegeben wurden.“ Aus Tschastuschkis könnte man die ganze Geschichte Rußlands im 20. Jahrhundert rekonstruieren, wenn man sie denn alle aus dem konspirativem Halbdunkel ihrer Entstehung und Verbreitung herausholte, etwa dem der Gefangenen in sowjetischen Todeslagern jenseits des Polarkreises: „Ach Kolyma, ach wir Sünder / auch wenn unter uns ein Frommer / Monde zwölf ist dorten Winter – / und was übrig bleibt, ist Sommer“.

Erst Wehmut, dann hintergründiger Witz

War die klassische Tschastuschka wehmütig, so griff in den spätsowjetischen Zeiten ein hintergründiger Witz Raum, der die „geliebten Führer“ gnadenlos aufs Korn nahm und den alltäglichen Propagandarummel ironisierte, zum Beispiel den um den ersten „Kosmonauten“ Juri Gagarin in den 1960er Jahren: „Wir sind stolz, daß der Gagarin / nicht entstammte den Tataren / kein Usbeke, kein Tunguse / er ist unser, ist ein Russe!“ Etwa später durften Hunderttausende Juden ausreisen, wozu die Tschastuschka beobachtete: „In der Jungfer Brüsten / tobt ein schmerzlich Zieh'n / weil die Traktoristen / nach Israel entflieh'n.“ Zudem operierte die Tschastuschka immer mehr mit erotischen Anspielungen, was sie endgültig in den Gegensatz zur stets prüden russisch-sowjetischen Kulturpolitik brachte.

Die Taschastuschka singt, wie Russen reden und fluchen – ungemein derb, herrlich direkt und exhibitionistisch schamlos. Diese Texte werden erst allmählich veröffentlicht und auf ihre adäquate Übersetzung werden sie wohl lange warten müssen. Ich jedenfalls wage nur, ein Wortspiel mit zwei Grundbegriffen von Gorbatschows Politik anzuführen: „Schwung meine Liebste brachte / in unsere Vereinigung / wo sie an Perestrojka dachte / war ich mehr für Beschleunigung.“

Nach Gorbatschow kamen Jelzin und Putin und mit ihnen die „neuen Russen“ – schwerreiche und strohdumme Krisengewinnler, über die es bereits ungezählte Witze gibt, auch schon die ersten und sehr deutlichen Tschastuschki: „Mein neuer Freund ist wirklich mächtig / er gefällt mir auch ganz prächtig / Goldschmuck, Handy, toller Zwirn / und ein Einschußloch im Hirn.“

Grundgesetz angegriffen

Betr.: „Ja zum EU-Vertrag“ (Nr. 22)

Daß alles zur Nation zurückkehrt, vermag ich nicht zu erkennen; eben erst hat der Bundesrat dem Vertrag von Lissabon zugestimmt, wobei es sich um die seinerzeit von Franzosen und Niederländern abgelehnte EU-Verfassung handelt. Nun kommt sie doch – und keiner hat's gemerkt. Damit wird den Deutschen noch mehr Souveränität abgenommen, zugunsten des unkontrollierbaren Brüsseler Räte-Staates. Mit dem Vertrag von Lissabon ist das Grundgesetz angegriffen worden. Wehrt sich niemand? **Andreas Bogoslawski, Erfurt**

Verabscheuungswürdige Lebensmittelverknappung

Betr.: „Gensaatgut als Machtinstrument“ (Nr. 21)

Global Players haben vor allem aufgrund weltweiten Sozialdumpings wohlgefüllte Kriegskassen, die Anlage suchen. Nach dem Zusammenbruch des US-Hypotheken- und Immobilienmarktes haben sich Spekulation und Hedgefonds nun auf Lebensmittel geworfen. Weil jeder Mensch essen muß, bringt die verabscheuungswürdige Lebensmittelverknappung hohe Gewinne. Der US-Nahrungsmittelgigant Cargill zum Beispiel, der Getreide kauft, lagert, verkauft, transportiert und weiterverarbeitet, steigerte seinen Gewinn allein im letzten Quartal um 86 Prozent auf eine Milliarde Dollar. US-Äthanol-Hersteller, gierig auf immer neues Getreide, kassieren obendrein Milliarden Dollar Subventionen. Nur fünf Riesen beherrschen den US-Getreidemarkt. Dieses Kartell bestimmt die Preise – und das nicht nur in den USA.

Auch die EU arbeitet an der Verknappung kräftig mit, zum Beispiel durch Einführung der Milchquote 1984. Die World Trade Organisation als Nachfolgerin des GATT treibt Freihandel und Deregulierung der Märkte weiter voran, immer Arm in Arm mit der EU. Der Hungerkrieg gegen überzählige Völker hat längst begonnen.

Karl Hermann, Bad Arolsen

Bald Rot-Blutrot

Betr.: „Alles blockiert“ (Nr. 22)

Der Weg der SPD nach links außen dürfte nicht aufzuhalten sein, wobei Kurt Beck wohl ein getriebener Treiber ist. Die Union will um jeden Preis an der Macht bleiben. „Uns Angi“ fühlt sich so wohl als Kanzlerin, daß die SPD tun und lassen kann, was sie nur will, die Koalition macht bis zum bitteren Ende weiter. Daß aus dieser Zwangs-Gemeinsamkeit keine Blüten wachsen, ist zu erwarten. Schleswig Holstein hat auch gerade gezeigt, daß die Bürger / Wähler das erkannt haben. Rot-Blutrot regiert im Bundesland Berlin. Warum nicht auch im Bund? Ich sehe da kein ernsthaftes Hindernis.

Detlef Hillebracht, Lünen

Von den an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt. Alle gedruckten Leserbriefe werden auch ins Internet gestellt.



Gleichgültig an Wahlplakaten vorbei: Immer weniger Bürger glauben noch an die Wahlversprechen von Politikern. Foto: ddp

Parteiengezänk

Betr.: „Vom Tollpatsch zum Strategen“ (Nr. 22)

Es ist beschämend, wie sich alle politischen Parteien zur Wahl des Bundespräsidenten aufführen.

Die Väter unseres deutschen Grundgesetzes haben doch Vorsorge getroffen, von wem der Bundespräsidenten gewählt werden soll:

Gemäß Artikel 38 und 54 des Grundgesetzes wird der Bundespräsident – ohne Aussprache – von der Bundesversammlung aus Mitgliedern des Bundestages und Mitgliedern der Länder gewählt.

Diese sind Vertreter des ganzen Volkes, die an Aufträge und Weisungen nicht gebunden und nur ihrem Gewissen unterworfen sind.

Geeignete und befähigte Kandidaten auch ohne Parteizugehörigkeit könnten mitkandidieren.

Ohne Hickhack kann eine gescheite Bundespräsidentenwahl absolviert werden, zum Wohle des gesamten Volkes, auch ohne Parteien! **Arno Zilian, Lübeck**

Lang ist es her, daß bei Politikern ein Ehrenwort noch ein Ehrenwort war

Betr.: „Alles blockiert“ (Nr. 22)

Im Jahre 1949, also nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde unsere Bundesrepublik gegründet. Jeder Politiker wurde auf die Bundesrepublik vereidigt, das heißt er mußte die Eidesformel in der ganzen Länge nachsprechen, diese lautet: „Des Volkes Gut zu schützen und zu mehren, so wahr mir Gott helfe.“ Es war, so denke ich, eine Ehrensache für einen gewählten Volksvertreter, diese Eidesformel in ganzer Länge nachzusprechen. Die Tugenden eines Deutschen Politikers waren: Ehrlichkeit gegenüber dem Volk, Sparsamkeit im Umgang mit dem Geld der Bürger und Charakterfestigkeit in jeder Beziehung. Auf ein Ehrenwort konnte man sich verlassen. Wie hat sich nun unsere Welt gerade in den letzten zehn Jahren verändert? Was ein Politiker heute an Versprechen von sich gibt, ist morgen nichts mehr wert. Es soll Zeiten gegeben haben, da legte man einem Mann der sein Ehrenwort gebrochen hatte, eine geladene Pistole auf den Nachttisch, dieser Mann wußte gleich was das zu bedeuten hatte. Würde man dieses heute so machen, wie viele Politiker gäbe es dann morgen nicht mehr?

In ihrer Machtbesessenheit, Unehrlichkeit und ihrem Ideenreichtum, den Bürger auszurauben, und bei den Wahlversprechungen sind diese sogenannten Volksvertreter wohl kaum zu überbieten. Dabei fallt mir auch gerade die letzte Nachricht mit der Erhöhung ihrer Diäten ein, die dann im letzten Moment wegen der Bürgerproteste dann doch abgeblasen wurde, wobei klar ist das, daß das Ansehen der Politiker durch den „Rückzieher“ auch nicht mehr gesteigert wurde, weil schon allein das Vorhaben zur Diätenerhöhung eine gravierende Beraubung der Bürger darstellt. Sicher wird es auch noch einige, wenige Politiker geben, die wohl auch noch irgendwie dem Volke dienen wollen, nur im Moment fällt mir da keiner namentlich ein. Es taucht die Frage auf? Was haben denn die Politiker seit der „Schröder Ära“ geleistet, außer sich in den Parlamenten zu streiten, die Mehrwertsteuer drastisch zu erhöhen, die Arbeitslosenzahlen schönzureden?

Wir reden von einer Parlamentarischen Demokratie, ist es aber mittlerweile nicht eine Parlamentarische Diktatur geworden?

Allerdings gebe ich auch hier zu, daß es unsere Politiker nicht immer ganz leicht haben, weil wir Bürger immer mehr fordern, als wir selbst bereit sind zu geben, und so die Demokratie immer mehr ausgenutzt wird.

Hinzu kommt der ganze Apparat der Europäischen Union mit seiner nicht zu verkennenden Gesetzesflut, die uns, mindestens teilweise gegen den Willen unseres Volkes, beherrscht und nicht immer das bringt, was sie verspricht, bei der nicht einmal unsere Parlamentarier den kompletten Durchblick haben. Schon Winston Churchill soll einmal gesagt haben: „Die Demokratie ist keine gute Staatsform, aber es gibt keine bessere.“

Günther Skorzinski, Laggenbeck

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen eV., Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 Euro monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 Euro monatlich, Luftpost 14,50 Euro monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2306**

Leserbriefe als Mittel der Meinungsäußerung

Betr.: Leserbrief „Protestierer vereinigt Euch!“ (Nr. 22)

Für mich sind die Leserbriefe kein jahrelanges ewiges Gejammer, sondern die Wiedergabe der Meinungen Ihrer Leser, die auf diese Weise nicht nur unter dem Tisch bellen oder am Stammtisch große Reden führen, sondern in einem Leserbrief Stellung beziehen. Wo könnten sie es sonst? Ich habe 13 Jahre aktiv der Berliner CDU angehört und Frau und erwachsene Kinder dazu gewonnen. Wir gehören heute alle keiner Partei an. Wir hatten nichts bewegen können. Wo aber sonst könnten wir unsere Meinung kundtun? Ich werde bald 83, Demos sind nicht meine Sache, das Gehen fällt mir schwer.

Eine neue Partei wünsche ich mir oder auch eine CSU, die den Mut hat, sich über das ganze Land auszudehnen. Aber trotz großen politischen Interesses sehe ich keinen Hoffnungsschimmer.

Mein Herz gehört Deutschland. Aber das ist für Deutschland viel zu wenig. Was mir bleibt? Das Schreiben von Leserbriefen in der Hoffnung, daß sie von Mitbürgern gelesen werden, die sich durch meine Meinung in der ihren bestärkt fühlen. Jammern tue ich nicht! **Dieter Pfeiffer, Berlin**

Überholt

Betr.: Wochenrückblick

Wie schafft es Heckel, diesen ganzen Wahnsinn noch satirisch aufzuspießen?

Satire lebt von der Übertreibung, aber die Realität hat bereits ein Stadium erreicht, in dem man nicht übertreiben kann.

Heinz Flöter, Usingen

Eine Demokratie akzeptiert Andersdenkende

Betr.: „Peter Krause gibt auf“ (Nr. 19)

Seit einiger Zeit läuft in Deutschland eine geradezu haßerfüllte und deshalb um so unappetitlichere Hatz gegen Andersdenkende, zum großen Teil finanziert aus Steuergeldern. Dieses Mal richtet sich die Hatz gegen die sogenannte „rechte Szene“ und deren ausgedeuteten „Sympathisanten“.

Man braucht die sogenannten „Rechten“ ja nicht zu mögen, ich selber mag diese Gruppierung aus unterschiedlichen Gründen auch nicht, aber in einer wirklichen Demokratie muß sich die Gesellschaft mit unliebsamen Meinungen argumentativ auseinandersetzen. Verbote und Verfolgungen darf es nur für Straftaten, aber niemals für Meinungen geben. Wenn zum Beispiel ein aus der rechten Szene stammender Jugendlicher Menschen zusammenschlägt, dann muß er wegen Körperverletzung bestraft werden, aber nicht noch zusätzlich dafür, daß er eine sogenannte „rechte Meinung“ hat.

Bei ausländischen Straftätern, die aus Deutschenhaß gleiche Straftaten begehen, fordern all die Gutmenschen ja sonderbarerweise auch keine zusätzliche Gesinnungsbestrafung.

In diesem Zusammenhang ist vor allem der geradezu faschistoide und sonst nur in Diktaturen übliche Gummiparagraph „130 Volksverhetzung“ abzulehnen und dessen umgehende Abschaffung zu fordern. Der einseitige Mißbrauch dieses Paragraphen treibt doch inzwischen abenteuerliche Blüten.

In unserer deutschen Vergangenheit wurden bereits einmal von einer verbrecherischen Diktatur Juden und Andersdenkende verfolgt. Heute sind es die anders denkenden sogenannten „Rechten“. Wer ist es morgen? Vielleicht die sogenannten „Linken“? Oder Menschen, die sich gegen die Macht des „Großen Geldes“ stellen?

Es sollte nach unseren unseligen Erfahrungen mit Diktaturen eigentlich selbstverständlich sein, daß heute jeder seine Meinung sagen dürfen sollte, egal ob links oder rechts orientiert.

Ich jedenfalls möchte in einem Land leben, in dem das oberste Prinzip einer wirklichen Demokratie geschützt ist, nämlich wo Freiheit immer auch die Freiheit des Andersdenkenden ist .

Dieter Schmekies, Bad Vilbel

Nichtwollen?

Betr.: Graf v. Zollern zurückgekehrt (Nr. 23)

Der Bericht signalisiert, die Neuanfertigung sei allein ein Werk der Kaliningrader Kollegen. Er verschweigt leider, daß Frau Eva Riks aus Potsdam sich intensiv um Bildvorlagen der Skulptur bemühte und wir seitens unseres Projektberichts Ostdeutsche Landesgeschichte an der Universität Bonn ihr ein Foto vom Beginn des 20. Jahrhunderts nachweisen und in Detailfragen weitere Beratung geben konnten. Schade, daß die Kooperation über die Grenzen hinweg nicht thematisiert wurde – Nichtwissen oder Nichtwollen?

Prof. Dr. Dr. h.c. Udo Arnold, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Projektbereich Ostdeutsche Landesgeschichte.

MELDUNGEN

Österreicher: Nur nicht die Deutschen

Wien – Keiner Nation gönnten die Österreicher nach dem Ausscheiden ihrer eigenen Mannschaft den Titel des Fußball-Europameisters so wenig wie den Deutschen. Nach einer Umfrage des Instituts Oekonsult wünschten den Sieg 13,1 Prozent Italien, gefolgt von den Niederlanden (12,8), Schweden (9,7), der Türkei (8,8), Rußland (7,2) und Portugal (sieben Prozent). Der deutschen Elf drückten dagegen nur 2,1 Prozent der Österreicher die Daumen.

SPD-Kandidat mit 4,4 Prozent

Schwerin – Die SPD hat bei der Landratswahl auf der Insel Rügen ihr wohl bundesweit schlechtestes Ergebnis eingesteckt. Für den SPD-Kandidaten Thomas Gelshorn stimmten nur 4,4 Prozent. Gewonnen hat die bisherige Landrätin Kerstin Kassner (Linke) mit 68,3 Prozent, gefolgt von den Kandidaten der CDU (17,8) und der FDP (9,4). Die Rügener SPD gibt dem schlechten Erscheinungsbild der Bundes-SPD die Schuld an dem Desaster.

ZUR PERSON

Brücken bauen für Rot-Rot



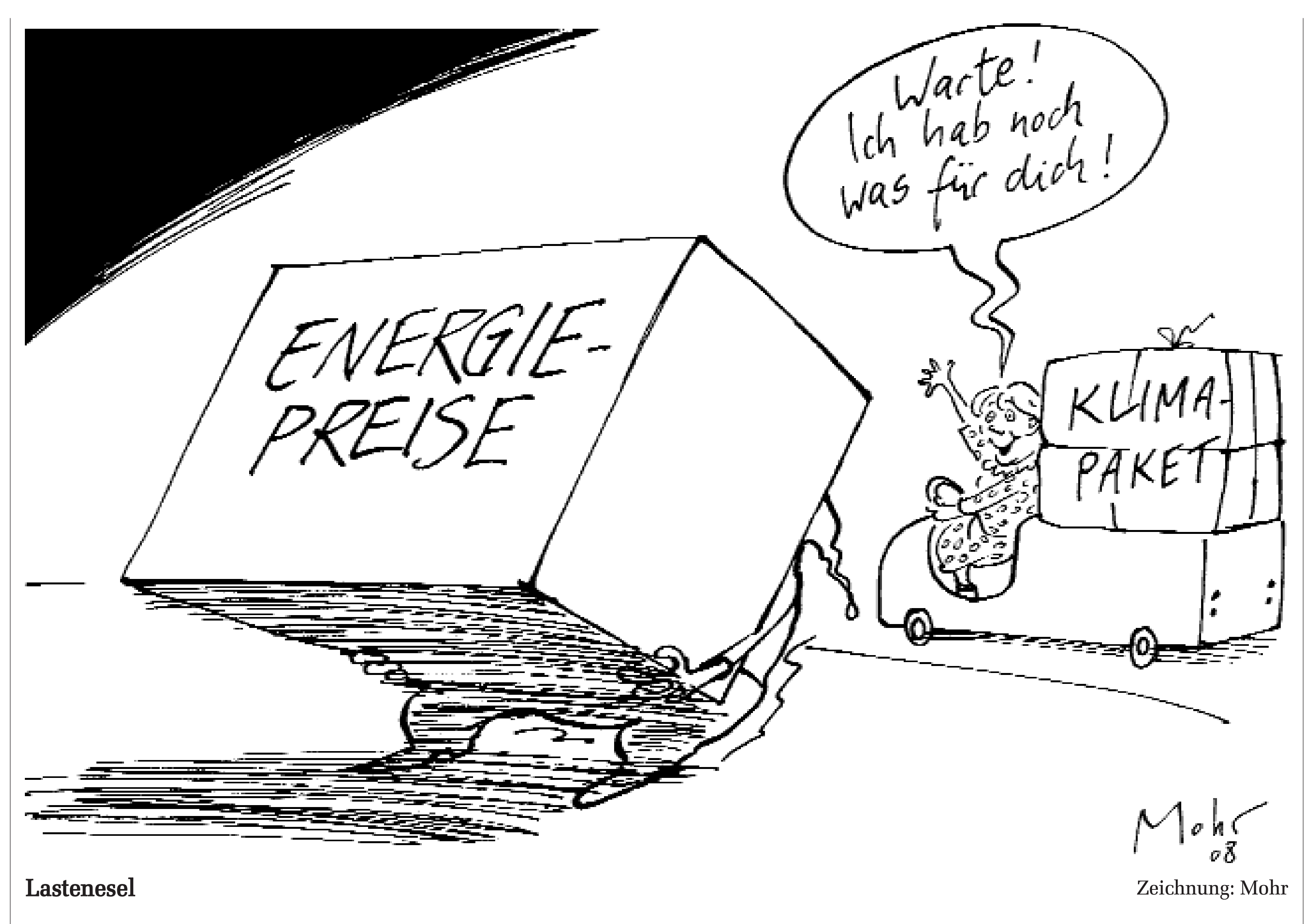
Sie ist die Vertraute von SPD-Vizechefin Andrea Nahles. Den Job in deren Büro bekam sie 2006 sogar ohne Parteibuch. **Angela Marquardt** ist zweifelsohne eine wertvolle Bereicherung für die SPD-Linken. Die Ex-PDS-Abgeordnete öffnet Türen zur Linkspartei.

Seit 2007 ist Marquard Geschäftsführerin der „Denkfabrik", eines Zusammenschlusses linker SPDler. Angela Marquardt hat eine vielschichtige Vergangenheit hinter sich. Als Abgeordnete mit Punk-Frisur und stellvertretende PDS-Chefin geriet ihre Stasi-Vergangenheit in die Schlagzeilen. Die in Mecklenburg geborene 36jährige wollte Offizier der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR werden.

Im Alter von 15 Jahren verpflichtete sie sich freiwillig für die Stasi als IM „Katrin Brandt". In Ihrer Verpflichtungserklärung heißt es: „Ich möchte, daß Feinde unschädlich gemacht werden und Menschen, die auf dem falschen Weg sind, geholfen wird. Meine Entscheidung beruht auf politischer Überzeugung." Die Fluchtpläne eines Bekannten, der über Ungarn die DDR verlassen wollte, soll sie laut Akten an die Stasi verraten haben.

In den 90er Jahren war sie die Frontfrau der „AG Junge Genossen" in der PDS. Diese galt als Bindeglied zwischen der PDS und der gewaltbereiten „Autonomen Antifa". In Ihrer Studienzeit wurde sie von der Schauspielerin Inge Meysel, mit der sie sich gut verstand, finanziell unterstützt.

Die Diplompolitologin trat 2003 aus der PDS aus, der PDS-Sozialismus sei ihr „zu verknöchert", verriet sie dem „Neuen Deutschland" damals. Seit März 2008 ist Marquardt Mitglied der SPD. Mit ihrer „Denkfabrik" baut sie nun Brücken zur Linkspartei. *M.A.*



Lastenesel Zeichnung: Mohr

Angst vor Günter

Was die Beißmaschine im Studio sollte, warum Steinmeier nicht auf die kalte Platte will, und wie Frau Pauli erneut für Schrecken sorgt / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Die Österreicher lieben die deutschen Stämme zwischen Bodden und Bodensee nicht, ja, sie gönnten uns von allen beteiligten Völkern den EM-Titel am wenigsten (siehe Meldung). Das wäre jetzt eigentlich die Gelegenheit, schnaubend zurückzugiften. Stoff liefern uns die Ösis selber genug, schließlich gibt es nirgends auf der Welt so viele Österreich-Hasser wie in Wien.

Bei denen bräuchte man nur abzuschreiben, aber dazu haben wir leider gar keine Zeit. Die brauchen wir, um uns einer Gestalt von wirklich bedrohlichem Kaliber zu widmen.

Das Ritual war immer gleich: Lange vor Spielbeginn besingen Kommentatoren unterschiedlicher Begabung, wie toll unsere Jungs das machen, oder, daß sie sich gewiß bald berappeln würden, und lassen so die wunderbare Herzenswärme auflodern, die uns spätestens seit der WM 2006 mit unseren Nationalspielern verbindet. Alle fühlen wir uns gut, laufen schwarz-rot-gold an und sind voll des Überschwangs.

Doch dann kommt er. Mit dem stechenden Blick eines hysterischen Kettenhunds, der seit Wochen nur Joghurt zu essen bekam, schiebt er grimmig die Unterlippe vor. Seine Worte schlagen wie die Hauer des Säbelzahntigers ins Fleisch unseres schockerstarrten Wonnegefühls. Selbst den Mutigsten perlt da ein Schweißtropfen über die Heldenstirn. Ja, wir geben es zu: Wir haben Angst vor Günter Netzer.

Ärgerlich ist er zudem. Längst haben wir uns daran gewöhnt, daß Fußball viel mehr ist als die 90 Minuten plus Verlängerung und Elfmeterschießen, dem dann ein kantiger Expertenkommentar folgt und Schluß. Heute ist das Spektakel umrankt von einem gewaltigen Gebinde aus bunten Lari-fari-trallala-Shows, in denen sich die allseits begehrte B-Prominenz des Landes kanäleübergreifend und abendfüllend am Fußball abarbeitet.

Das schönste von allem sind die Straßenbefragungen jubelnder Fans nach einer gewonnenen Partie: „Und wie hat euch das Spiel gefallen?" „Äi, voll geil, äi! Oléé! Olé-olé-olé!" „Ja, soviel von der Fan-Meile in ... , und damit zurück ins Studio." Eine Beißmaschine wie Netzer ist in dem Trubel so willkommen wie ein schwarzes Loch im Sonnensystem. Schwarze Löcher schlucken und zermalmen alles, was ihnen in die kosmische Quere kommt, sogar das Licht. Wie Netzer.

Warum nahm den also keiner raus aus dem Programm? Es scheint, als habe er heimliche Freunde. Manche sagen ja, daß Frauen eine Schwäche hätten für diese Netzer-Typen, so herrische Machos eben. Das muß der Grund sein dafür, daß Günter Netzer weiterbeißen durfte, und ebenso dafür, daß Kurt Beck einfach nicht hochkommt. Der SPD-Chef macht auf liebes Bärli aus dem Pfälzer Wald, auf Verständniskurt für jedermann. Entsprechend grottenhaft fallen seine Sympathiewerte aus.

Wie üblich bei so armen Hascherln bettelt Beck nun zu allem Überfluß um Mitleid: „Wenn einer einen Fehler gemacht hat und er sagt, daß es ein Fehler war, dann muß es auch gut sein", flennte er den Berliner Sozialdemokraten das Podium voll beim Landesparteitag letzten Sonnabend. Dann plärrte er noch lauter: „Wenn ohne Namensnennung Kritik geäußert wird, dann ist das unwahr oder feige."

Och je, der Kleine! Man will ihn spontan in den Arm nehmen und ihm übers Köpfchen streicheln: „Nicht mehr weinen. Möchtest du ein Eis? Drei Kugeln!" Beck ist eine tragische Figur: Er hat zwar der SPD den Weg in die rot-rote Koalition geebnet und damit für Deutschland die Eintrittskarte gelöst für die nächste sozialistische Geisterfahrt. Das ist und bleibt sein historisches Verdienst. Nur selber wird er davon nicht viel haben, Kanzlerkandidat wird wohl ein anderer.

Wer das ist, glauben eigentlich alle schon zu wissen. Nur er selbst streitet beharrlich alles ab. Der Ritus ist bekannt, normalerweise ist das Koketterie, der Kandidat will sich mehrfach bitten, ja anflehen lassen, um die Krone der Unentbehrlichkeit zu erhaschen.

> Die Ex-Landrätin sucht die »Freien Wähler« heim. Dort geht prompt die Panik um.

Diesmal läuft es ein wenig anders. Wenn er seinen verheulten Parteichef da oben so stehen sieht, wird dem SPD-Vize Frank-Walter Steinmeier ganz anders. „Das könnte ich sein", fährt es dem Außenminister und Munkelkandidaten durch die Eingeweide.

Er weiß: Je früher er als Kanzleranwärter ausgerufen wird, desto mehr Zeit bleibt Nahles, Annen und Genossen vom linken Flügel, ihn fein säuberlich zu demontieren. Denen geht es nämlich nicht so sehr um den Sieg 2009, als um die dunkelroten Horizonte für die Jahre danach, in die ihnen ein Steinmeier wahrscheinlich nicht folgen will, weshalb er beizeiten weg muß. Die SPD-Linken wollen Steinmeier nicht auf den Schild heben, sie wollen ihn auf die kalte Platte legen, auf die er verständlicherweise nicht will. Also werden wir noch eine Weile warten müssen, bis die SPD uns einen offiziellen Kanzlerkandidaten zur medialen Weiterverarbeitung anliefert.

Das ist kein Grund zum Trübsalblasen, denn vorher ist erstmal der bayerische Landtagswahlkampf dran. Daß der dem Komödiantenstadl etliche Zuschauer abjagen wird, steht fest, seitdem Gabriele Pauli aus dem Hades der Vergessenen auf die Bühne zurückgekehrt ist. Die frühere Fürther Landrätin will für die Freien Wähler antreten, woraufhin denen der Schreck durch die Glieder fuhr. Bis eben war sie von Zuversicht erfüllt, endlich in den Landtag einzuziehen. Auf kommunaler Ebene haben sich die Freien Wähler in jahrzehntelanger Arbeit den Ruf einer sachorientierten Truppe von bodenständigen Praktikern aufgebaut. Pauli harmoniert mit diesem Image wie Senf mit Apfelkuchen.

Der Landeschef der Freien Wähler, Hubert Aiwanger, sieht seinen Traum kurz vor dem Ziel in die Grütze gehen und sucht händeringend nach Auswegen. Zunächst zieht er seinen eigenen Kopf aus der Schlinge und besteht darauf, „es" nicht gewesen zu sein: „Ich habe Frau Pauli nicht geworben." Außerdem sei er „nicht sonderlich begeistert" und Paulis Kandidatur sei überdies alles andere als „wasserdicht". Er hofft also noch, die Frau wieder loszuwerden. Wenn das scheitern sollte, hat Aiwanger einen Plan B im Ärmel, der lautet: Versteck die Pauli tief im Unterholz, wo sie möglichst schlecht zu sehen ist. Im routinierten Politikersprech hört sich das so an: „Wenn sie wirklich kandidiert, dann wird sie in erster Linie eine lokale und regionale Kandidatin bleiben."

Gabriele Pauli hat für die Animositäten des Herrn Aiwanger bestimmt schon eine ganz eigene Erklärung: Er will sie nicht, weil sie eine Frau ist. Die werden nämlich überall benachteiligt, das hat schon Heide Simonis erleiden müssen. Sie wissen noch, das ist die Hutträgerin, der man alles viermal sagen muß. Simonis war zwölf Jahre lang Ministerpräsidentin in Kiel, bis sie 2005 in vier Wahlgängen hintereinander nicht wiedergewählt wurde.

Die führt jetzt einen Klagekrieg gegen die „Bild"-Zeitung. Angeblich, weil die bösen Jungs vom Boulevard in ihre Privatsphäre eingedrungen seien, indem sie Fotos veröffentlichten, die Simonis beim Einkaufen zeigen. In Wahrheit ist Simonis wütend, weil die „Bild"-Leute sie mit ganz anderen Sachen übel durch den Kakao gezogen haben.

Im April 2006 stakste sie als nunmehr frischgebackene Chefin von Unicef Deutschland durch die RTL-Tanzshow „Let's dance", was nicht nur den „Bild"-Machern ein diabolisches Vergnügen bereitete. „Platschfüßig" sei die Ex-Landesmutter und „steif wie ein Brett", feixte das Blatt und empfahl der empörten SPD-Politikerin, doch auch mal im „Dschungel-Camp" oder bei „Big Brother" vorbeizuschauen, um sogleich die passenden Foto-Montagen mit Simonis an der Heimstatt der Madenfresser oder dauersabbelnden Containerproleten hinzuzufügen.

„Platschfüßig", gut, zugegeben, nett geht anders. Aber gleich klagen? Simonis sollte sich mal vorstellen, nicht die harmlosen „Bild"-Leute hätten ihre Tanzkünste unters Skalpell genommen, sondern – Günter Netzer!

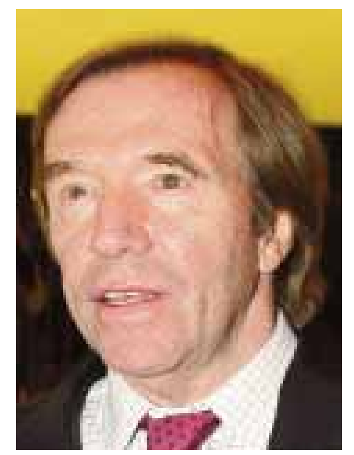
ZITATE

*Der Liedermacher und Publizist **Wolf Biermann** lies im Deutschlandradio **kein gutes Haar** an SPD-Chef **Kurt Beck** und SPD-Präsidentschaftskandidatin **Gesine Schwan**:*

„Wenn ich solche Spottlieder noch schreiben würde, würde ich ein Spottlied darüber schreiben, daß sich diese kluge und schöne Frau Schwan rupfen läßt von diesem Dumpfbeutel – wie heißt er? – Beck und zu einem Suppenhuhn machen läßt und in den SPD-Topf hauen läßt. Und das Feuer da drunter, damit es gekocht wird, liefert noch die so genannte Linke. Das sind diese ehemaligen Spitzel des DDR-Regimes."

*Der mittlerweile zurückgetretene österreichische Fußball-Nationaltrainer **Josef Hickersberger spottete** über die Entscheidung der **Uefa**, ihn nach seinem Verweis von der Trainerbank beim Spiel gegen Deutschland für ein weiteres Spiel zu **sperren**:*

„Was macht die Uefa, wenn ich in Pension gehe? Darf ich dann auf meinem Sofa nicht mehr sitzen?"



„Alter Onkel": Netzer

*Dem Sportkommentator der „Welt" gehen die oft harschen **TV-Kommentare** von Fußball-Veteran **Günter Netzer** gehörig auf die Nerven:*

„Netzer wirkt wie ein alter Onkel, von dem auf Familienfeiern niemand weiß, wer ihn mitgebracht hat."

*Der Staatsrechtler **Dietrich Murswiek kritisiert** im „Focus" vom 23. Juni den **Lissabon-Vertrag**. Er widerspreche dem offiziell propagierten Prinzip, nach dem Entscheidungen auf möglichst niedriger, also regionaler oder nationaler Ebene fallen sollten statt auf EU-Ebene („Subsidiaritätsprinzip"):*

„Wäre die EU nach dem Subsidiaritätsprinzip organisiert, dann wären ihre Bürokratie und Regulierungsflut nicht derart angeschwollen. Das Subsidiaritätsprinzip steht schon im Maastricht-Vertrag von 1992. Es hat die Zentralisierung nicht aufgehalten. Der Lissabon-Vertrag ist in diesem Punkt eine Mogelpackung: Subsidiarität steht drauf, Zentralismus ist drin."

*Der Hamburger **SPD**-Europaabgeordnete und Unternehmer **Vural Öger** äußerte sich am 20. Juni in einer Pressemitteilung **resigniert** zum desolaten Zustand seiner Partei:*

„Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands war einmal der Leuchtturm der Parteiendemokratie. Doch dessen Lichtsignale sind teils ausgefallen, teils zu trüben Funzeln geworden. Und hinter den Mauern des Turms findet viel elendes Gezänk auf einem Niveau statt, das dem großen Namen der SPD-Geschichte nicht mehr entspricht."